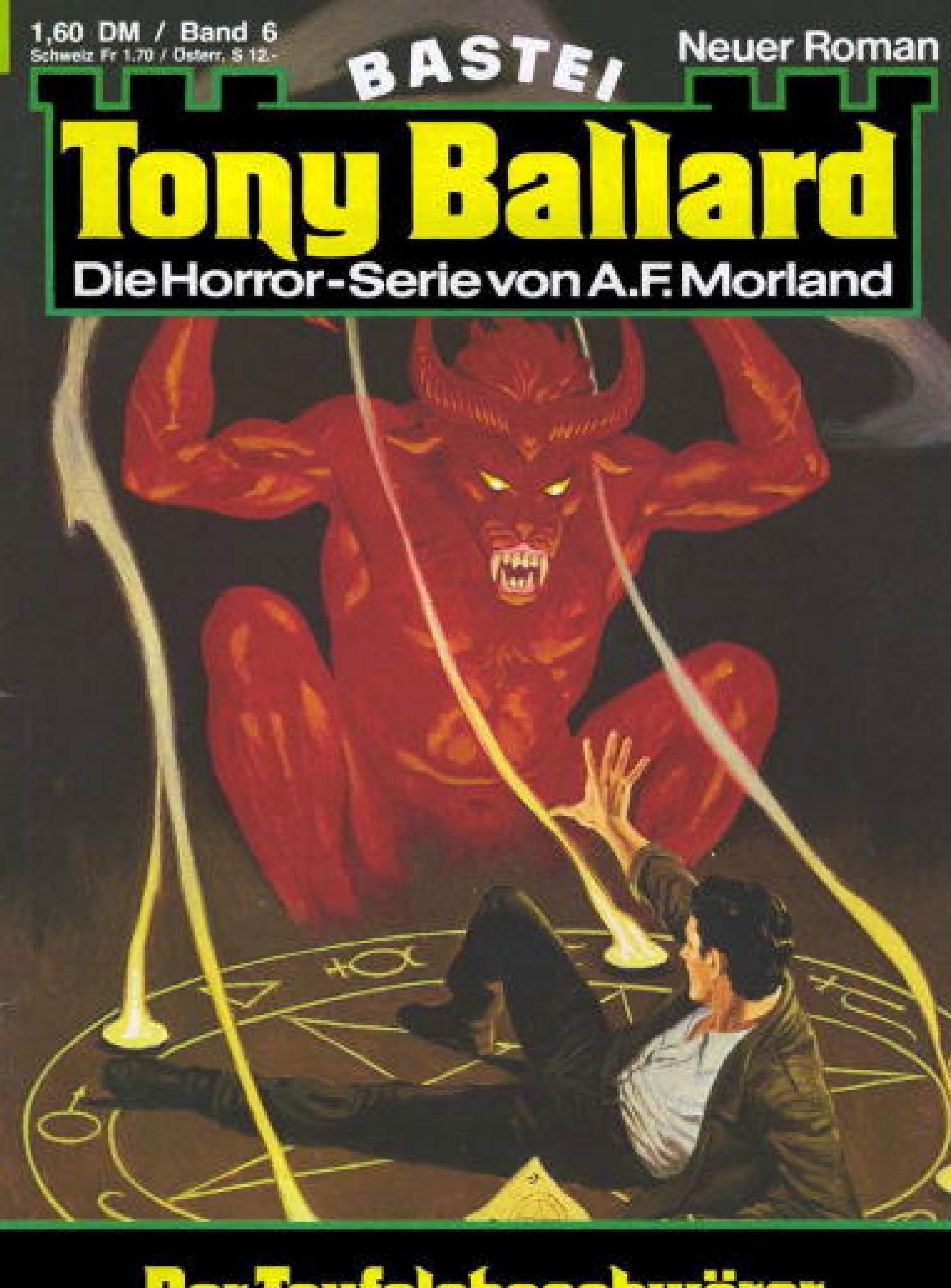


Der Teufelsbeschwörer



Der Teufelsbeschwörer

Tony Ballard Nr. 6

von A.F.Morland

erschienen am 10.12.1982

Der Teufelsbeschwörer

Der Hexer keuchte schwer. Er wandte sich um. Schweiß rann in seine stechenden Augen, die Lippen waren geschwollen.

Sie hatten ihn geschlagen. In der Nacht, als er schlief, waren sie über ihn hergefallen, waren in sein Haus gestürzt, hatten ihn aus dem Bett gerissen und mit dicken Holzknüppeln zusammengedroschen. Aber er war ihnen entkommen. Julian West, der Hexer, hatte geahnt, daß sich das Dorf gegen ihn wenden würde. Daß es so bald schon passieren würde, hätte er nicht gedacht. Die Männer hatten ihn überrascht. West hastete weiter. Sie waren ihm auf den Fersen. Er sah ihre Fackeln zwischen den Bäumen des Waldes leuchten. Jeder von ihnen hatte den Ehrgeiz, den Hexer zu erwischen, der Leid, Angst und Schrecken über das Dorf gebracht hatte. Die Verfolger waren wie Bluthunde. Einmal auf die richtige Fährte gestoßen, kamen sie davon nicht mehr ab.

West hörte die Rufe der Männer.

Er stürmte einen steilen Pfad hoch. Seine Knochen schmerzten. Er haßte diese Menschen, die seinen Tod wollten. Sollte er mit dem Leben davonkommen, dann würde er sie sich einzeln vornehmen.

Er hatte sich ihre Namen gemerkt. Unauslöschlich hatten sie sich in sein Gehirn eingebrannt.

Diejenigen, die es gewagt hatten, Hand an ihn zu legen, würde er grausam bestrafen. Er würde sie und ihre Familien ausrotten. Von diesem Dorf nahe London würde nicht mehr viel übrigbleiben, wenn er seine Rache beendet hatte.

Eine Lichtung.

Julian West überquerte sie mit langen Sätzen. Es war eine kalte, mondlose Dezembernacht. Man schrieb das Jahr 1681. Es war die Zeit der Hexenverfolgungen, der Inquisition. Die Kirche wollte mit dem Bösen endlich reinen Tisch machen. Manchmal gab es dabei Auswüchse und Irrtümer, aber die über die Länder rollende Säuberungswelle traf auch oft die Richtigen.

Weiter! Weiter! hämmerte es in Julian Wests erhitztem Kopf.

Er tauchte wieder in den Wald ein. Ein schwarzer, vager Schatten nur, dessen Umrisse mit der Finsternis verschmolzen. Die Nacht war eine Verbündete des Bösen. In ihrem Schutz geschahen viele schreckliche Dinge. Auch West hatte zumeist nachts Grauenvolles getan. Er hatte Menschen gequält, Kinder getötet und ihre Seelen dem Satan zum Geschenk gemacht. Er hatte mittels Beschwörung Frauen im Wochenbett auf schmerzvolle Weise umkommen lassen, hatte mehrmals versucht, die Dorfkirche zu entweihen, und als er sich gestern am Dorfgeistlichen vergriff – der Mann mußte nach London ins Krankenhaus gebracht werden –, war das Maß voll.

Die Dorfbewohner wollten nichts mehr hinnehmen.

Sie beschlossen, zurückzuschlagen.

Ebenso hart und unerbittlich, wie West es immer tat.

Der Hexer stolperte über eine armdicke Wurzel, die sich aus dem Boden krümmte. Er verlor das Gleichgewicht, fiel nach vorn, knallte mit der Schulter gegen den dicken Stamm eines alten Baumes. Ein Schmerz durchzuckte Schulter und Arm und raste auch in den Nacken.

Julian West zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen.

Die leuchtenden Fackeln kamen näher.

»Da ist er!« rief einer der Dorfbewohner.

Das Licht der Fackel traf den Hexer und riß ihn gnadenlos aus der Dunkelheit. Sofort zog sich die Kette der Verfolger zusammen.

Alle strebten auf denselben Punkt zu.

Ihr Ziel war Julian West.

»Noch habt ihr mich nicht!« knurrte der Hexer. »Ihr habt mich noch lange nicht!«

Der Mann, der ihn entdeckt hatte, hob einen kindskopfgroßen Stein auf und schleuderte ihn nach Julian West. Der Hexer spürte einen harten Schlag gegen die Magengrube und krümmte sich zusammen.

Wie ein gehetztes Tier wirbelte er herum und setzte die Flucht fort. Er übersprang das dünne Rinnsal eines jungen Baches, verließ den Pfad, kämpfte sich den Hang hinauf. Die weiche Erde gab manchmal nach. West rutschte aus, fiel, sprang auf, keuchte weiter.

Der Wald lichtete sich wieder.

Nur noch vereinzelte Bäume.

Auch sie blieben zurück.

Vor Julian West krümmte sich ein Wiesenbuckel. Ein Hügel, auf dem eine alte, morsche Windmühle stand. Seit langem war sie nicht mehr in Betrieb, dem Verfall preisgegeben. Die Fackelkette folgte dem Hexer. West rannte auf die Mühle zu, stieß die Tür auf und verbarrikadierte sich.

Der Fackelschein kreiste die Mühle ein.

Julian West schaute durch die Bretterritzen, sah erhitzte Gesichter. In den glänzenden Augen der Männer war Zufriedenheit zu erkennen. Sie hatten es geschafft. Die Bestie saß in der Falle. Julian West hatte sich selbst gefangen. Es gab für ihn kein Entkommen mehr.

»West!« rief James Cowley, der Anführer der Verfolger. Ein bärenstarker Mann. Der Dorfschmied. »Hexer West, komm heraus!«

James Cowley rasselte mit einer dickgliedrigen Kette. Damit wollte er Julian West fesseln.

»Ich denke nicht daran!« schrie der Hexer haßerfüllt.

»Du hast keine Chance!«

»Der Teufel wird euch alle holen!«

»Wir fürchten deine Verbündeten nicht, denn hinter uns steht die Macht des Guten!«

Julian West blickte sich gehetzt um. Gab es wirklich keine Möglichkeit, diesen aufgebrachten Männern zu entkommen? Eine steile Treppe führte nach oben. Der Hexer hetzte sie hinauf.

»Hexer West!« rief Cowley. »Zum letztenmal: komm heraus!«

»Zum letztenmal: nein!« schrie Julian West von oben auf die Männer hinunter.

»Wir stecken die Mühle in Brand!«

»Tut, was ihr nicht lassen könnt!«

»Ist das dein letztes Wort?«

»Mein allerletztes!« schrie Julian West.

Der Fackelring zog sich um die morsche Mühle zusammen. Das trockene Holz nahm das Feuer sofort an und brannte wie Zunder.

Beißender Qualm stieg hoch. Die Flammen fraßen sich in das Innere der Mühle. Julian West verehrte zwar das Feuer der Hölle, dieses da aber haßte er, denn es konnte ihn vernichten. Bei lebendigem Leibe

würde es ihn auffressen, wenn es ihm nicht gelang, in den nächsten Minuten auszubrechen.

Es prasselte und knackte um ihn herum.

Dunkle Rauchschwaden stiegen zu ihm hoch. Sie brannten in seinen Atemwegen und brachten seine Augen zum Tränen. Die Hitze nahm zu. Julian West fluchte. Noch höher hinaufzusteigen hatte keinen Sinn. Auch dorthin würden die Flammen klettern.

Ein weithin leuchtendes Monument war die brennende Mühle.

Auch die Flügel fingen Feuer. Knarrend drehten sie sich ein Stück.

West drohte die Luft wegzubleiben. Er stürmte die Holztreppe hinunter. Bevor er ihr Ende erreichte, brach sie auseinander. Er fiel, schlug lang hin, brennende Balken fielen auf ihn, er stieß sie zur Seite und quälte sich auf die Beine. In seinem rechten Knöchel hämmerte ein glühender Schmerz. Er humpelte durch die Hitze, auf eine brennende Wand zu, die dünn wie Papier geworden war.

Hier konnte er ausbrechen.

Niemand würde damit rechnen.

Er konnte die Männer überraschen, überrennen.

Er spannte die Muskeln, nahm einen kurzen Anlauf und wuchtete sich mit aller Kraft gegen die Bretter, auf denen rote Flammen tanzten.

Knirschend brach das Holz.

Julian Wests Körper durchschlug es wie eine Kanonenkugel. Er fiel nach draußen, krümmte sich zusammen, rollte über die Schulter ab, kam auf die Beine und sah einen Mann mit hochgeschwungener Sichel auf sich zustürzen. Vielleicht wäre der Treffer tödlich gewesen, doch West ließ es nicht dazu kommen. Obwohl durch den schmerzenden Knöchel gehandikapt, sprang er nach links, fing den Sichelarm ab, drehte ihn herum, der Mann schrie gellend auf und ließ die »Waffe« fallen.

Der Hexer hob sie blitzschnell auf.

Von unten hieb er nach dem Gegner, und das flache, scharfe, gebogene Metallblatt saß mitten im Leben des Mannes, der wie vom Blitz getroffen zusammenbrach.

»Du hast deine Hände zum letztenmal mit Blut besudelt, Hexer West!« brüllte James Cowley, und dann fielen sie alle über ihn her.

Er schlug mit der Sichel haßerfüllt um sich, verletzte mehrere Gegner, aber sie ließen nicht von ihm ab. Ein harter Schlag traf seinen Kopf. Ihm wurde schwarz vor den Augen. Er verlor das Bewußtsein.

***

Als er zu sich kam, war er gefesselt. Die Kette des Schmieds zu sprengen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Sie warfen ihn in einen feuchten Keller, zu Ratten und Ungeziefer, ließen ihn ihren Haß spüren, schlugen ihn blutig. Er fiel von einer Ohnmacht in die andere.

Aber sie waren noch lange nicht mit ihm fertig.

Er kannte den Weg den er gehen mußte.

Die Inquisition schrieb bestimmte Regeln vor, die eingehalten wurden.

Folter, Tribunal, Scheiterhaufen… Das waren die wichtigsten Stationen. Dazwischen Qualen, Schmach, Hunger und Durst. Daran zerbrach jeder. Er wußte, daß er am Ende das Geständnis unterschreiben würde, das sie ihm vorlegten. Sie brauchten es, um ihn verbrennen zu können.

Noch hatte er die Kraft, sie zu beschimpfen und zu verfluchen. Er lachte sie sogar wütend aus, wenn die Schmerzen der Folter verebbten. Aber sie hatten Zeit und viel Geduld, und seine Kräfte schwanden mehr und mehr.

Noch stritt er die grausamen Taten ab, die sie ihm zur Last legten, obwohl die Anklageschrift in allen Punkten stimmte. Er hatte sogar noch mehr getan, als sie aufgeschrieben hatten, aber das wußten sie nicht.

Er betete zum Teufel und legte sein Schicksal in die Hand des Höllenfürsten. Wenn es diesem gefiel, ihn zu sich zu holen, war es Julian West recht. Er würde einen guten Platz in der Hölle kriegen, denn er hatte sich um das Böse sehr verdient gemacht.

Vier Wochen trotzte er den Peinigern. Verstümmelt, ausgebrannt, bis zum Skelett abgemagert. Ihm wurde klar, daß der Satan ihn zu sich holen wollte, und er sträubte sich nicht mehr länger.

»Ja!« brüllte er. »Ja, ich bekenne mich in allen Punkten schuldig! Ich habe alles das getan, was ihr aufgeschrieben habt, und ich bin stolz auf meine Taten! Gebt her den Wisch! Ich will ihn unterschreiben!«

Mit zitternden, kraftlosen Fingern setzte er seinen Namen auf das Papier. Es war der Fahrschein in die Hölle für ihn. Sie karrten ihn im Morgengrauen durch das Dorf. Er trug ein weißes Büßerhemd.

Das Haar hing ihm wirr vom Kopf. Alle Dorfbewohner begleiteten ihn auf seinem letzten Weg. Sie beschimpften und bespuckten ihn.

Es ließ ihn kalt. Er grinste sie frech an und bedauerte, daß er seine grausamen Taten in diesem Dorf nicht fortsetzen konnte.

In der Dorfplatzmitte befand sich der Scheiterhaufen. Ein dicker Holzpfahl ragte daraus hoch. An diesen wurde Julian West gebunden. Er hatte keine Angst vor dem Sterben, denn er wußte, daß das nicht das Ende war. Er würde nach dem Tod weiterleben, in der Hölle. Darauf freute er sich schon. Der Teufel würde ihm große Aufgaben übertragen, und er würde sich des Vertrauens, das ihm der Höllenfürst schenkte, würdig erweisen.

Der Priester, eben erst aus London zurückgekehrt, fragte ihn, ob er beten wolle.

»Nein, aber darf ich einen letzten Wunsch äußern, Pfaffe?«

Der Geistliche sah ihn ernst an. »Was möchtest du?«

»Daß du neben mir stehst, wenn sie den Scheiterhaufen in Brand stecken. Komm mit mir in die Hölle. Vielleicht schaffst du es, Asmodis zu bekehren.«

Der Pfarrer trat zurück und betete für die Seele des Verkommenen. Fackeln wurden angezündet. Vier Schergen trugen sie. Die Anklageschrift wurde vom Inquisitor noch einmal verlesen, der Mann wies darauf hin, daß der Delinquent sich in allen Punkten schuldig bekannt hatte und gab den Schergen dann das Zeichen.

Sie schoben ihre Fackeln in den Scheiterhaufen, der sofort zu knistern begann. Wieder war Julian West von Flammen eingehüllt.

Diesmal würde es für ihn kein Entrinnen mehr geben. Es machte ihm nichts aus. Trotz der heftigen Schmerzen lachte er in den Flammen.

»Ihr Narren!« schrie er. »Damit könnt ihr die Macht des Bösen nicht brechen! Ihr tötet mich, einen Menschen! Aber das Böse bleibt! Es wird euch alle überleben! Alle!«

Schaurig hallte seine Stimme auf dem Dorfplatz. Er lachte schrill aus dem Feuer heraus, das sich an seinen Beinen hochfraß. Er rief den Teufel an und teilte ihm mit, daß er komme.

Die Menschen bekreuzigten sich.

Der Hexer starb – und hinterließ ein gefährliches Vermächtnis…

***

Die Habseligkeiten des Hexers wurden versteigert. Der Erlös kam den Angehörigen jener Menschen zugute, die durch Julian West ihr Leben verloren hatten.

Was West hinterließ, kaufte der reichste Mann im Dorf, Mortimer Temple, zusammen. Das Haus des Hexers wollte keiner haben. Es wurde niedergerissen, denn man befürchtete, daß zwischen den Mauern immer noch das Böse wohnte. Aus den Ziegelsteinen baute man eine Mauer um den Friedhof, die jedes Jahr, an Julian Wests Sterbetag, geweiht wurde.

Auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte blieb von den Habseligkeiten des Hexers nicht viel übrig. Dies und jenes verschwand, wurde weggeworfen, verbrannt. Zuletzt gab es nur noch eine schwere Eichentruhe, die von Temple zu Temple weitervererbt wurde.

Niemand warf einen Blick in das lästige Stück.

Man stellte es auf den Speicher und vergaß es.

Auf diese Weise gelangte die alte Truhe an Logan Temple. Und er sollte sich für das Vermächtnis des Hexers interessieren…

***

Logan Temple war achtundzwanzig Jahre alt, ein Durchschnittsmensch ohne Ambitionen. Er lebte gern in den Tag hinein und haßte es, zu arbeiten. Vor seiner Ehe war er sehr

unbeständig gewesen.

Er hatte die Mädchen und die Arbeitsplätze wie die Hemden gewechselt. Verantwortungsbewußtsein war nicht gerade seine starke Seite, und Fiona, seine Frau, mußte ihm zu Beginn der Ehe immer wieder ins Gewissen reden. Er versprach jedesmal, sich zu bessern, änderte sich aber kaum. Er war ein hoffnungsloser Fall. Obwohl verheiratet, schlief er mit anderen Frauen. Wenn Fiona daraufkam, leugnete er, und wenn leugnen nichts nützte, verprügelte er seine Frau. Zweimal hatte sie ihn schon verlassen, war aber immer wieder zu ihm zurückgekehrt, weil sie ihm verfallen war, weil sie ihn abgöttisch liebte und weil sie ohne ihn nicht leben konnte.

»Sie ist selbst schuld an ihrem Unglück«, sagten die Freunde.

Aber es gab auch Tage, Wochen und Monate, an denen sie mit Logan Temple glücklich war.

Sie hoffte immer noch, daß er sich eines Tages abschleifen und so werden würde, wie sie ihn haben wollte.

Sie wohnten in einem kleinen alten Haus in Paddington. Zahlreiche Reparaturen wären dringend nötig gewesen, aber das Geld reichte nicht dafür, denn Logan Temple hatte vor zwei Monaten seinen Job verloren und bislang noch keine andere Arbeit gefunden.

Er bemühte sich auch nicht sonderlich, was Neues zu finden.

Es mußte auch so gehen.

In der Kneipe sagte er oft grinsend: »Hauptsache ich bin gesund, und meine Frau hat Arbeit.«

Die Ehe war bisher kinderlos geblieben. Das lag nicht daran, daß Fiona und Logan Temple keine Kinder zeugen konnten, sondern daran, daß er keine Kinder haben wollte.

Fiona hätte sich nach einem Baby gesehnt, weil sie insgeheim hoffte, ihren Mann damit stärker an sich binden zu können, aber Logan lehnte ihre diesbezüglichen Bitten jedesmal kategorisch ab.

Er wurde sogar wütend, und wenn Fiona weitergesprochen hätte, hätte es wieder Schläge gesetzt.

Sie arbeitete in einer Lackfabrik, machte da die Lohnabrechnungen. Damit war zwar kein Vermögen zu verdienen, aber das Ehepaar kam mit dem Geld halbwegs über die Runden.

Häufig kam Fiona spätabends nach Hause. Obwohl Logan daheim war, rührte er keinen Finger, meckerte aber, wenn nicht rasch genug das Essen auf den Tisch kam. Es war nicht leicht, mit ihm auszukommen, aber Fiona versuchte es. Sie klagte nicht, denn sie hätte Logan ja verlassen können. Wenn sie blieb, mußte sie sich mit ihm so abfinden, wie er war.

Er saß im Wohnzimmer und rauchte eine Zigarette. Fiona war noch nicht zu Hause. Sie hatte gesagt, es würde heute besonders spät werden. Sie hatte auch den Grund genannt, er hatte aber nicht

hingehört. Ihre Arbeit war ihm egal. Hauptsache, sie brachte jeden Ersten Geld nach Haus.

Draußen zuckte ein Blitz auf. Dann knallte der Donner. Ein schweres Unwetter ging über London nieder. Es regnete so stark, daß eine Ente ertrinken konnte.

Logan Temple erhob sich und begab sich zur Hausbar. Fiona hatte stets darauf zu achten, daß hier keine leeren Flaschen herumstanden.

Wieder ein Blitz. Er spaltete die Dunkelheit draußen. Das Licht flackerte kurz, erlosch, kam wieder.

»Na also«, brummte Logan Temple. Er goß sich einen Scotch ein.

Die Langeweile kotzte ihn an. Wenn es nicht wie aus Fässern geschüttet hätte, wäre er in die Kneipe gegangen. Aber bei dem Sauwetter wollte er das Haus nicht verlassen. Es hätte schon ein triftiger Grund sein müssen, um ihn hinauszutreiben.

Er setzte sich, nuckelte am Glas, rauchte, war unzufrieden.

Er wollte irgend etwas tun. Aber was? Zusammenräumen? Kam nicht in Frage. Kochen auch nicht. Das war Fionas Arbeit.

Aber, verdammt noch mal, mit irgend etwas mußte die Zeit doch totzuschlagen sein.

Die Truhe auf dem Speicher fiel ihm ein, das alte Erbstück, das keiner haben wollte und doch von einem Temple zum andern weitergewandert war. Nun war es an ihm hängengeblieben, und er wußte noch nicht einmal, was sich darin befand.

Das war eine sinnvolle Beschäftigung. Beim Kramen in der Vergangenheit würde die Zeit vergehen. Logan Temple leerte sein Glas, drückte die Zigarette in den Aschenbecher, erhob sich, füllte sein Glas und nahm es mit nach oben. Der Regen prasselte auf das Dach. Es blitzte. Der Donner rumorte. Vom Dachbalken hing eine nackte Glühbirne herab und verbreitete trübes Licht.

Neugierig näherte sich Logan Temple der Eichentruhe. Er stellte sein Glas darauf und besah sich das gute Stück von allen Seiten.

Eisenspangen, vom Rost angeknabbert. Uralte Schlösser. Kein Schlüssel dazu. Angeblich sollte die Truhe mal einem Hexer gehört haben. Julian West sollte sein Name gewesen sein, und er sollte große Macht über die Menschen gehabt haben, weil er es geschafft hatte, sich mit dem Teufel zu verbünden.

Unwillkürlich leuchteten Logan Temples Augen.

Das wäre die Lösung aller seiner Probleme gewesen: ein Bündnis mit dem Teufel. Aber wie erreichte man so etwas? Auf welche Weise konnte man den Höllenfürsten beschwören? Wie ging so eine Teufelsbeschwörung? Ob der Inhalt dieser Truhe auf diese Fragen Antwort gab?

Temple rüttelte an den Schlössern. Sie waren zwar alt, aber mit bloßen Fingern nicht aufzukriegen.

Irgendwo mußte hier Werkzeug herumliegen.
Temple schaute sich um. Sein Blick fiel auf eine Kiste. Er begab sich zu ihr. Ein lauter Donner rollte über das Haus. Der Himmel öffnete seine Wasserschleusen noch weiter. Sintflutartig war der Regen schon. Als sollte alles Schlechte auf der Welt ertränkt werden, damit nach der Flut wieder genügend Nährboden für das Gute vorhanden war.
Logan Temple kramte in der Kiste herum. Er fand ein Stemmeisen und einen Hammer. Damit rückte er den Schlössern zuleibe. Kurze Zeit später sprangen die Eisenspangen ab, die Truhe des Hexers war offen.

***

Temples Herz schlug schneller. Er nahm das Scotchglas vom Deckel und stellte es neben die Eichentruhe. Eine seltsame Spannung erfaßte den Mann. Er öffnete den Deckel. Die Scharniere knarrten unheimlich. Gegenwart und Vergangenheit begegneten einander an diesem unfreundlichen Abend.
Da lag es, eingerahmt von Holz, das Vermächtnis des Hexers.
Alte Schriften, mit der Hand angefertigt. Utensilien, deren Verwendungszweck Logan Temple nicht kannte, eine lange, schwarz glänzende Lederpeitsche. Ein kleiner Blechbehälter mit verschieden großen Kreidestücken. Ein kunterbuntes Sammelsurium, zu dem auch ein dickes, in braunes Leder gebundenes Buch gehörte.
Logan Temple holte alles aus der Truhe und breitete es um sich herum auf dem Boden aus.
Er nahm die ersten Aufzeichnungen zur Hand. Das Geschriebene war in einer alten, geschwollenen Sprache abgefaßt, aber es war noch lesbar, obwohl man sich heute anders ausdrückte und viele Wörter auch anders schrieb.
Die Zeit verging wie im Fluge. Um Logan Temple versank die Welt. Er sah keine Blitze mehr, hörte den Donner nicht und auch nicht das Rauschen des Regens, der in Sturzbächen über das Dach schoß. Mit brennenden Wangen las er, konnte nicht aufhören.
Die Schriften zeigten ihm einen ungeheuerlichen Weg auf. Wenn er diesen beschritt, würde er ungemein mächtig werden. Eine sorglose Zukunft würde ihm sicher sein. Er konnte die Menschen seine Macht spüren lassen, konnte sich bei denen revanchieren, die ihn von oben herab behandelt hatten, die sich als Herren aufgespielt hatten und mit ihm unzufrieden gewesen waren. Die Nörgler konnte er mit der Hilfe des Teufels peinigen. Hundertfach konnte er ihnen zurückzahlen, was sie ihm angetan hatten.
Doch die Schriften eröffneten ihm noch weitere Aspekte. Ein Bündnis mit dem Teufel würde ihm Macht über Leben und Tod verleihen. Schwarze Kräfte würden ihm zur Verfügung stehen.

In seinem erhitzten Gehirn reifte sogleich ein Plan.
Alles, was man brauchte, um den Teufel zu beschwören, befand sich in seiner Hand. Es gab mehrere Anleitungen, wie die Beschwörung zu erfolgen hatte. Mehrere Varianten standen zur Auswahl.
Logan Temple brauchte sich nur für eine zu entscheiden.
Er war aufgeregt.
Kein Wunder, er stand auf der Schwelle zu Macht und Reichtum!
Mit Hilfe der Aufzeichnungen traf er nervös seine Vorbereitungen. Keine Sekunde zweifelte er daran, daß die Beschwörung klappen würde. Er erinnerte sich, daß Julian West auf dem Scheiterhaufen gestorben war. Man hätte ihn dort nicht hingebracht, wenn der Höllenfürst dies nicht gewollt hätte. Der Teufel hätte den Hexer jederzeit retten können. Vermutlich hatte Asmodis seinen Diener von der Welt abgezogen, um ihn in seinem Reich einzusetzen.
Der Platz des Hexers war vakant.
Seit dreihundert Jahren schon.
Es wurde Zeit, daß jemand an Julian Wests Stelle trat.
Logan Temple wollte das sein.
Er zeichnete mit Hilfe des Buches mit Tierfettkreiden zwei Kreise auf den Boden. Zwischen dem äußeren, größeren Kreis und dem inneren, kleineren plazierte Temple jene magischen Zeichen, die im Buch abgebildet waren. Maßstabgetreu. Er nahm sich sehr viel Zeit für diese Arbeit. Noch nie in seinem Leben hatte er so gewissenhaft gearbeitet.
Innerhalb des kleineren Kreises zeichnete Logan Temple die scharfen, geraden Linien eines Drudenfußes. Zwischen die magischen Symbole stellte er kleine Blechschalen, die er mit einem Öl füllte, das sich in einem braunen Fläschchen befand.
Damit waren die Vorbereitungen schon beinahe abgeschlossen.
Logan Temple setzte sich mit dem dicken alten Buch in den Kreis.
Seine Spannung steigerte sich. Nach menschlichem Ermessen mußte die Beschwörung klappen. In wenigen Augenblicken würde hier der Teufel erscheinen. Temples Blut pochte in den Schläfen.
Dieser Abend sollte seinem Leben die große Wendung geben. Er würde nicht mehr einer von vielen sein, ein Teil der anonymen Masse Mensch. Er würde sich erheben, vortreten, eine Vormachtstellung einnehmen, die ihm niemand streitig machen konnte. Teufel, warum war er nicht schon viel früher auf die Idee gekommen, sich den Inhalt der Truhe anzusehen?
Mit seinem Feuerzeug entzündete er die schillernde Flüssigkeit in den kleinen Metallschalen. Vier hellgelbe Flammen fingen an zu tanzen. Sie wiegten sich hin und her, leckten hoch, duckten sich, machten alles im Gleichklang, in ihren Bewegungen schien System zu sein.
Dämpfe stiegen von ihnen auf. Dünne weiße Schwaden, die nach oben auf einen zentralen Punkt zustrebten. Sie suchten die

Vereinigung, zogen Schleifen in der Luft, bildeten über Logan Temple eine Art Dach, von dem er sich beschützt fühlte.

Er blätterte in dem Buch, las alte Beschwörungsformeln mit lauter Stimme. Nicht immer verstand er den Sinn der Worte, und er hoffte, sie richtig auszusprechen.

Die letzten Worte.

Sie verwehten.

Stille.

Logan Temple blätterte um. Links war die Vorlage des Kreises, den er gezeichnet hatte. Rechts war eine Zeichnung, die Ähnlichkeit mit dem Atomium von Brüssel hatte. Temple legte zwei Finger darauf und wartete ungeduldig. War sein Ruf bis in die Dimensionen des Schreckens vorgedrungen und gehört worden?

Die Luft war schwer, legte sich auf Temples Schultern und drückte ihn nieder. Er hatte Atembeschwerden. Das kam von den Dämpfen, die aus den kleinen Schalen hochstiegen.

Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt.

Da – ein gelbrotes Flirren in der Luft. Aus Millionen von kleinen Glutpartikelchen setzte sich eine riesige Gestalt zusammen. Schlagartig ging das. Am Rande des Kreises hockte plötzlich ein gehörntes Wesen, das aus glühender Lava zu bestehen schien. Zwischen den mächtigen Hörnern auf dem Schädel züngelten Flammenhaare.

Temple sah Krallenhände, ein weiß blitzendes Raubtiergebiß, gelb leuchtende Augen. Aggression, Bosheit, Gemeinheit, Tücke – alles in einer Person.

Das war der Teufel.

Die Beschwörung hatte geklappt!

***

Obwohl Logan Temple voller Ungeduld auf das Erscheinen des Höllenfürsten gewartet hatte, prallte er zurück, als die Präsenz des Bösen so abrupt sichtbar wurde. Erschrocken streckte er dem Schrecklichen abwehrend die Hand entgegen, begriff dann aber, daß er nichts zu befürchten hatte, das stand in den Schriften.

Langsam ließ er den Arm sinken.

Beeindruckt betrachtete er die rote Gestalt, den Teufel, mit dem er sich verbünden wollte. Ein nervöses Lächeln huschte über sein Gesicht. Überwältigt sagte er: »Du bist gekommen! Du bist wirklich gekommen!«

»Schließlich hast du mich gerufen«, gab der Höllenfürst mit grollender Stimme zurück. Er verströmte den penetranten Geruch von Schwefel.

Logan Temple setzte sich auf. Er wurde ruhiger. Er brauchte keine

Angst zu haben. »Ich habe in der Truhe des Hexers gekramt und viel Interessantes gefunden. Ich möchte das Erbe des Hexers antreten. Bist du damit einverstanden?«

Der Satan grinste. »Aber natürlich. Warum nicht? Je mehr Verbündete ich habe, desto lieber ist es mir.«

»Du wirst mir die Macht der Hölle verleihen?«

»Wenn du gelobst, sie in meinem Sinne zu verwenden.«

»Das gelobe ich feierlich.«

»Mit deinem Leben?«

»Mit meinem Leben stehe ich dafür ein!« sagte Logan Temple entschlossen.

Der Teufel ließ zwischen seinen Händen eine schwarze Schlange entstehen. Er legte das Reptil auf den Boden. Er kroch in den Kreis, erreichte Logan Temples Beine, schob sich auf diese, kroch an dem Mann hoch.

»Öffne deinen Mund!« zischelte die Schlange. »Laß mich ein!«

Logan Temple schloß die Augen und sperrte den Mund weit auf.

Er spürte, wie das eklige Tier in seine Mundhöhle kroch, seinen Atemweg verstopfte und ihn zu ersticken drohte. Es hämmerte zwischen seinen Schläfen. Wilde Angst. Wie erstarrt saß er da. Das Reptil schob sich weiter vor, glitt tiefer und ging schließlich in Temples Körper auf. Er bekam wieder Luft, öffnete die Augen und stellte fest, daß der Teufel verschwunden war.

Aber ein Teil vom Satan war geblieben und befand sich nunmehr in Logan Temple, dem Teufelsbeschwörer!

Der Schlüssel zur Macht, er hatte sich in der Truhe des Hexers befunden. Temple hatte ihn gefunden und benützt.

***

Ein Blitz zischte schräg über den Himmel, der Donner ließ nicht lange auf sich warten. Er hämmerte so laut auf mein Haus ein, daß die Gläser auf der fahrbaren Hausbar klirrten. Ich warf einen Blick zum Fenster, gegen das der Regen prasselte, als käme er aus einer Feuerwehrspritze, und schüttelte mich.

»Ein Glück, daß wir hier drinnen sitzen und nicht raus müssen«, sagte ich. »Dort draußen probt der Himmel den Weltuntergang. Es fallen Tropfen vom Himmel, die so große sind, daß sie dich erschlagen können.«

Roxane – langes schwarzes Haar, lange hübsche Beine, leicht schräggestellte grüne Augen –, lächelte. Sie war eine Hexe. Aus dem Jenseits zu uns gestoßen. Mr. Silvers Jugendliebe. Sie hatten einander lange nicht gesehen, dann aber doch zueinander gefunden. Eine Trennung kam für sie nicht mehr in Frage.

Ob sie aber auch in Zukunft beisammen bleiben konnten, lag nicht

nur bei ihnen.

Es gab immerhin Mago, den Schwarzmagier, den Jäger der abtrünnigen Hexen. Einmal hatte er bereits versucht, sich Roxane zu holen. Es hatte nicht geklappt, aber es war mit Sicherheit damit zu rechnen, daß er es wieder versuchen würde.

Aber außer Mago gab es noch viele andere Feinde, die Roxane und Mr. Silver trennen konnten.

Es war noch nicht lange her, da war es zu einer erschütternden Zwangstrennung gekommen. Roxane war im Reich der grünen Schatten einer Dämonenschlange namens Tingo geopfert worden.

Wir hatten annehmen müssen, sie wäre tot. Daran wäre Mr. Silver beinahe zerbrochen. Es erschien uns allen wie ein Wunder, als wir Roxane im Labyrinth der Dämonenschlange wiederbegegneten.

»Ich wette«, sagte die sympathische Hexe aus dem Jenseits, »du würdest nicht zögern, das Haus zu verlassen, wenn du wüßtest, daß irgendwo böse Mächte am Werk sind, Tony.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!«

Wir saßen im Living-room und vergnügten uns mit einem TV-Spiel. Mit Roxane konnte man ja spielen. Mit Mr. Silver war das immer ein Ärgernis. Der Hüne mit den Silberhaaren schummelte so furchtbar gern. Wenn Gefahr bestand, daß ich ihn besiegte, beeinflußte er mit seiner Magie die Elektronik. Es war unmöglich, ihm das abzugewöhnen.

Über dem Bildschirm wanderten grüne und rote Männchen, die einander jagten. Mir gehörten die roten. Ich war im Augenblick leicht im Vorteil, aber Roxanes Aussichten, das Spiel zu gewinnen, waren nicht viel schlechter als meine.

Vickey Bonney, meine Freundin, die Schriftstellerin, war zu einer Party eingeladen worden. Da ich keine Lust gehabt hatte, mitzukommen, hatte Mr. Silver sie begleitet. Der Ex-Dämon würde wohl das Gesprächsthema des Abends sein. Schließlich sah er ziemlich außergewöhnlich aus. Mehr als zwei Meter groß, wuchtig, mit Haaren und Augen aus purem Silber und einer Herkulesfigur.

Vicky war bei ihm bestens aufgehoben.

Zwei kleine Unachtsamkeiten, und Roxane kassierte die gesamte linke Flanke meiner Truppe. Ich stoppte das Spiel und holte mir einen Pernod.

»Möchtest du auch etwas trinken?« fragte ich das attraktive Mädchen.

»Ja, einen Sherry bitte.«

Ich goß ein Glas voll, brachte es ihr. Sie griff danach. Es kam zu einem Mißverständnis. Ich dachte sie würde das Glas schon halten, sie nahm an, ich würde es noch halten. Wir hielten es beide nicht, es fiel zu Boden, der Sherry spritzte heraus und das Glas verwandelte sich in

Scherben.
»Oh, wie ungeschickt von mir, Tony«, sagte Roxane bedauernd.
»Meine Schuld«, gab ich zurück.
Während sie in die Küche eilte, um einen Lappen zu holen, fing ich an, die Scherben einzusammeln. Sie waren spitz und scharf, und ich erlebte eine große Überraschung.
Ein Stich.
»Autsch!«
Meine Hand zuckte zurück. Ich blickte entgeistert auf meinen Finger. Aus einer winzigen Wunde quoll ein Blutstropfen. Nun bin ich nicht so zimperlich, daß mich ein kleiner Blutstropfen schon aus den Schuhen kippt, aber mit dieser Verletzung hatte es eine besondere Bewandtnis.
Blut! Ich war verwundbar! Ich hatte mich an dem Glassplitter gestochen!
Das war ungewöhnlich.
Früher hätte mich das nicht gewundert, denn da war ich wie jeder andere verwundbar gewesen. Dann aber hatte ich ein unfreiwilliges Bad in Drachenblut genommen, und von diesem Tag an konnte mich nichts mehr verletzen, solange nicht Magie im Spiel war.
Endlich hatte ich mich an diesen außergewöhnlichen Zustand gewöhnt, und nun war plötzlich meine unverwundbare Phase zu Ende. Wieso?
Mir fiel dazu zwangsläufig mein letztes Abenteuer ein. Mr. Silver und ich hatten in Südafrika – genauer: in Kapstadt – gegen einen namenlosen Dämon gekämpft. Sein Körper hatte wie eine durchsichtige Plastikhaut ausgesehen und war mit einer glasklaren Flüssigkeit gefüllt gewesen. Als ihn der Pfeil meiner Harpune durchbohrte, ergoß sich ein Großteil dieser Flüssigkeit über mich.
Ich erinnerte mich noch gut an die heftigen Schmerzen, die das hervorrief. Wie eine Säure brannte sich die Flüssigkeit in meinen Körper. Sie mußte meinen unverwundbaren Panzer zerstört haben.
Ich konnte von Glück sagen, daß ich davon auf diese Weise erfuhr.
Es hätte ein schlimmes Erwachen für mich gegeben, wenn ich zum Beispiel, im Vertrauen auf meine Unverwundbarkeit, die Kugel eines Gangsters mit meinem Körper abzufangen versucht hätte.
Ein alter Zustand war wiederhergestellt.
Ich würde dem fortan Rechnung tragen müssen.

***

Logan Temple stand noch ganz unter dem Eindruck des Erlebten.
Er grinste böse, spürte die Kraft, die ihn erfüllte, seit ein Teil des Satans in ihm wohnte.
Der Teufelsbeschwörer erhob sich. Er fühlte sich über alle Menschen erhaben. Er konnte sie knechten und unterdrücken, peinigen und

erniedrigen, ohne daß sie ihm etwas anhaben konnten.
Darauf würde er später zurückkommen. Etliche Namen fielen ihm ein, die seine Macht zu spüren kriegen würden. Doch zuerst brauchte er Geld. Sich selbst welches zu beschaffen, fand er unter seiner Würde. Er wußte, wen er für sich arbeiten lassen konnte.
Hämisch lachend löschte er das Feuer in den kleinen Metallschalen. Er trat aus dem Kreis, und noch mehr Kraft schien ihn sofort zu durchpulsen. Kein Mensch konnte ihm jetzt noch etwas anhaben. Er genoß dieses herrliche Gefühl der Stärke und Unbesiegbarkeit.
Tatendurstig verließ er den Speicher, jenen Ort, an dem er ein untrennbares Bündnis mit dem Satan eingegangen war.
Als er das Wohnzimmer betrat, klopfte es. Er öffnete die Haustür.
Es war Fiona. Keinen trockenen Faden am Leib. Er nahm ihr den Schirm ab. Ihr rotes Haar klebte auf dem Kopf, Tropfen fielen von der Spitze ihrer kleinen Stupsnase.
Er schüttelte den Schirm ab. »Wieso bist du so naß?«
»Unser Wagen hat den Geist aufgegeben.«
»Das war ja zu erwarten.«
»Ich mußte mit dem Bus fahren und den Rest des Weges zu Fuß gehen.«
»Du hättest ein Taxi nehmen sollen.«
»Erst mal eines kriegen bei dem Mistwetter. Außerdem kann ich mir bei unserer derzeitigen finanziellen Lage kein Taxi leisten.«
»Das ist doch Quatsch.«
»Na schön, ich will mir eben keines leisten.«
»Da riskierst du lieber, krank zu werden.«
»Ich nehme sofort ein heißes Bad.«
»Wann gibt's was zu futtern?«
»Gleich danach.«
»Na schön.«
Tropfnaß eilte Fiona in die Küche, schob eine in Aluminium gepackte Pizza in den Ofen und zog sich anschließend ins Bad zurück.
»Nach dem Essen muß ich mir dir reden, Logan!« rief sie.
Als er ins Bad trat, saß sie schon in der Wanne. Das hatte sie zwar nicht gern, war während des Badens lieber allein, aber er scherte sich nicht darum. Das Wasser rauschte immer noch dampfend in die Wanne. Schaumberge bildeten sich.
Er lehnte sich an die Tür und betrachtete seine Frau. »Warum erst nach dem Essen? Wir können gleich reden.«
»Es hat Zeit.«
»Ich will aber sofort hören, was du mir zu sagen hast!« herrschte er sie ungeduldig an.
»Okay, Logan«, sagte sie unterwürfig. Der Ausdruck seiner Augen gefiel ihr nicht. Er schien an diesem Abend besonders leicht reizbar zu

sein. »Hast du heute was… wegen eines neuen Jobs unternommen?«
»Bei dem Wetter?«
»Es regnet erst seit drei Stunden.«
»Nein, ich habe nichts unternommen. Ich war den ganzen Tag zu Hause.«
»Hat niemand angerufen?«
»Verdammt, wer sollte mich anrufen und mir eine Arbeit anbieten, kannst du mir sagen, wer?«
»Du hast dich in letzter Zeit nicht besonders bemüht, Logan.«
»Was kommt jetzt?« fragte er zornig. »Eine Predigt? Willst du mir vorhalten, daß es nicht richtig ist, wenn ein Mann sich von seiner Frau aushalten läßt? Dann möchte ich darauf hinweisen, daß du jahrelang von meinem Geld gelebt hast! Du arbeitest erst seit sechs Monaten. Davor hast du auf der faulen Haut gelegen, und dasselbe tue ich nun.«
»Von nun an werden wir beide es können, Logan«, sagte Fiona ernst.
»Was soll das heißen?«
»Daß meine Firma zugemacht hat. Heute war mein letzter Arbeitstag. Schöne Worte, allgemeines Bedauern, als Trostpflaster noch ein weiteres Monatsgehalt, und fertig. Ich sitze auf der Straße, Logan, und in einem Monat werden wir nicht mehr wissen, wovon wir leben sollen.«
Logan Temple wandte sich wortlos um und ging. Er warf die Tür hinter sich zu, zog Schuhe an, holte Hut und Regenmantel aus dem Schrank und war ausgehfertig, als Fiona im weißen Bademantel erschien.
Sie schaute ihn verblüfft an. Unter dem weichen Frottee zeichneten sich ihre Brüste ab. »Du gehst weg?«
»Ja, ich habe etwas zu erledigen.«
»Du gehst in die Kneipe, nicht wahr?«
»Nein.«
»Warum gibst du es nicht zu?«
»Weil es nicht stimmt.«
»Ich dachte, wir würden über unsere Zukunft reden, Logan. Es muß etwas geschehen.«
»Es wird etwas geschehen«, sagte Temple.
»Ich mache mir Sorgen.«
»Das brauchst du nicht, Fiona. Wir werden bald in Geld schwimmen. Verlaß dich auf mich.«
»Wie willst du das Kunststück denn fertigbringen? Bist du unter die Zauberer gegangen?«
»Vielleicht«, sagte Logan Temple und ging in die Diele.
Fiona lief ihm nach. »Was wird aus der Pizza?«
»Iß sie allein, ich habe keinen Hunger mehr«, erwiderte er, öffnete die Haustür, trat in den rauschenden Regen hinaus und eilte davon.

***

Es hieß, die Kapelle sei verflucht. Schaurige Geschichten rankten sich um sie. Sieben Mönche sollten sie vor vielen Jahren entweiht haben. Menschen, die die Kapelle betreten hatten, waren – so sagte man – entweder gleich an Ort und Stelle oder kurz darauf gestorben. Ein Fluch der unheimlichen Teufelsmönche, die nach Lebenden griffen und sie zu sich ins Jenseits holten.

Im Laufe der Jahre verfiel die Kapelle. Niemand hatte den Wunsch, sie instandzusetzen. Man hatte Angst vor diesem unheiligen Gebäude nahe dem Paddington Hospital und machte einen großen Bogen darum herum.

In den letzten Tagen war die unheimliche Kapelle wieder in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Der Park, in dem sie stand, sollte aufgelassen werden, und die Trasse einer wichtigen Schnellstraße sollte ausgerechnet da entlangführen, wo die Kapelle stand.

Das hieß, daß das nutzlose Gebäude weggeräumt werden mußte.

Aber keine Abbruchfirma wollte die Arbeit übernehmen. Die Zeitungen bauschten die Sache mächtig auf, und so fand sich erst recht niemand, der den Mut hatte, die letzte Ruhestätte der Teufelsmönche zu zerstören. Die wenigsten gaben zu, daß sie den Auftrag aus Angst vor der Rache der Mönche nicht übernahmen, doch nichts anderes war der Grund, daß die verfluchte Kapelle immer noch an ihrem Platz stand.

Diese Kapelle war Logan Temples Ziel.

Er hatte jetzt die Macht über die Lebenden und die Toten.

Er konnte den unheimlichen Mönchen befehlen, und sie würden gehorchen.

Zwei Straßen von seinem Haus entfernt erwischte Temple ein Taxi. Pudelnaß stieg er ein. »Sie hätten sich eine Schwimmweste umhängen sollen, Sir«, sagte der Fahrer grinsend.

»Ja, wäre beinahe notwendig.«

»So geschüttet hat es seit zwanzig Jahren nicht mehr, wenn nicht länger. Mehr Wasser ist wohl nicht einmal in der Themse. Wo diese Flut herkommt. Direkt beängstigend ist das. Ich sollte nicht mit einem Wagen, sondern mit einem Motorboot den Rinnstein entlangfahren. Wohin darf ich Sie bringen?«

Temple sagte es dem Fahrer. Das Taxi rollte weiter. Die Scheibenwischer liefen im Schnellgang und wurden mit den Wassermassen doch nicht fertig. Der Fahrer fuhr langsam. Die Sicht war denkbar schlecht, das Risiko eines Unfalls hoch.

»Sie hatten Glück«, meinte der Taxifahrer. »Ich wollte beinahe eine andere Strecke fahren.«

»Dann wäre ich eben weitergelaufen.«

»Ich bin zwar nicht aus Zucker, aber ich hasse den Regen trotzdem. Er kann einem alles vermiesen, und wo kein Asphalt ist, verwandelt sich die Erde in knöcheltiefen Schlamm.«

»Aber Geschäfte machen Sie mehr, wenn es regnet.«

»Das schon«, gab der Fahrer zu. Er bog in die Harrow Road ein.

Nach wie vor zerfetzten grelle Blitze die Dunkelheit. »Wissen Sie, was meine Schwiegermutter tut, wenn es blitzt?«

»Nein«, erwiderte Temple. »Was?«

»Sie fängt lauter zu beten an, als der Donner krachen kann. Da, wo sie herkommt, war das ein Ersatz für den Blitzableiter.«

»Und? Hilft das Gebet?«

»Jedenfalls hat der Blitz bei meiner Schwiegermutter noch nicht eingeschlagen.«

Fünf Minuten später rollte das Taxi aus. Der Fahrer warf einen beunruhigten Blick zu dem finsteren Park hinüber. Große alte schwarze Bäume. Im Wind zitternde Büsche. Dahinter die verfluchte Kapelle, deren nasses Mauerwerk unnatürlich glänzte.

»Unheimlich, diese Kapelle«, sagte der Fahrer heiser. »Wenn bloß ein Blitz sie dem Erdboden gleichmachen würde, dann wäre dieses Übel aus der Welt geschafft.«

Tempel bezahlte den Fahrpreis und stieg aus. Der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Es störte ihn nicht. Er spürte kaum, daß das Wasser in seinen Kragen rann und über seinen Körper floß. Hemd, Unterhemd, alles klebte an ihm. Die Schuhe füllten sich mit Regenwasser. Egal. Alles das war bedeutungslos.

Logan Temple war im Begriff, seine Macht zum erstenmal zu gebrauchen. Seine Wangenmuskeln zuckten. Das Taxi fuhr weiter.

Temple überquerte die Straße. Hinter ihm rauschte ein Auto vorbei.

Temple betrat den Park, über dem ein grell gleißender Blitz aufzuckte.

Das Donnergrollen ließ die Erde vibrieren.

Temple schritt entschlossen auf die unheimliche Kapelle zu. Je näher er ihr kam, desto deutlicher spürte er die Kraft, die auch in ihm war. Die Kraft des Bösen. Seit undenklichen Zeiten hatte es kein Mensch mehr gewagt, die verfluchte Kapelle zu betreten.

Logan Temple wußte, daß er darin willkommen war.

Er befand sich auf dem Weg zu Gleichgesinnten. Die sieben Mönche hatten sich vom Guten ab- und dem Bösen zugewandt. Sie hatten nicht nur den Höllenfürsten verehrt und angebetet, sondern auch schreckliche Taten vollbracht. Ihrem grausamen Treiben hatte kein Mensch ein Ende gesetzt. Sie hatten von selbst damit aufgehört, hatten während eines schwarzen Rituals Gift getrunken und ihre Seelen dem Teufel empfohlen.

Ihre Leichen fand man nicht sofort. Sie waren bereits in Verwesung

übergegangen, als man sie entdeckte.
Man legte die Toten in die Knochenkammer unter dem Altar und vergaß sie, aber die Teufelsmönche brachten sich im Laufe der Jahre immer wieder in Erinnerung. Sie spukten durch den Park, erschreckten die Bewohner der näheren Umgebung und wählten aus diesen sogar einige Blutopfer aus, die sie während einer grausamen Zeremonie töteten.
Der letzte Mord lag etwa ein Jahr zurück.
Eine nackte Frau wurde in der Nähe des Paddington Hospitals tot aufgefunden. Übel zugerichtet.
Vielleicht tippte die Polizei absichtlich falsch. In den Zeitungen stand, daß die Frau vermutlich einem Triebtäter in die Hände gefallen war, und dabei beließ man es. Die Ermittlungen verliefen im Sande. Der Mordfall blieb ungeklärt. Die Teufelsmönche hatten wieder einmal ungestraft einem Menschen das Leben genommen.
Logan Temple warf einen Blick zurück über die Schulter. Er sah die grelle Lichtreklame einer Kneipe. Dort trafen sich Nutten und Zuhälter, Hasardspieler und Einbrecher – lichtscheues Gesindel.
Ein Treffpunkt von mehreren hundert Jahren Zuchthaus.
Artverwandte Seelen, genaugenommen, dachte Temple, denn er fühlte sich, seit er den Teufel im Leib hatte, zu allem Schlechten besonders hingezogen. Es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, wie lange er mit Fiona zusammenbleiben würde.
Sie würde zutiefst erschrecken, wenn sie daraufkam, was mit ihm geschehen war. Früher oder später würde er seinen Weg allein gehen müssen. Es machte ihm nichts aus. Die Stadt war voll mit Frauen, die man genießen und dann wegschicken konnte. Wegwerffrauen. Für eine Nacht, und dann zurück auf den Müll mit ihnen.
Temple erreichte die unheimliche Kapelle, blieb vor der Tür stehen. Das Regenwasser versuchte das Schlechte von dem Gemäuer abzuwaschen. Vergebene Liebesmüh. Das Böse war in diesem Gebäude zu tief verwurzelt, verkrallt bis in die Knochenkammer hinab, in der die Gebeine der sieben Schreckensmönche lagen.
Der nächste Donner stieß Temple förmlich auf die Tür zu.
Vier Stufen. Er stieg sie hoch. Über ihm schoß aus den aufgerissenen Mäulern steinerner Wasserspeier ein dicker Wasserstrahl in die Dunkelheit, plätscherte irgendwo auf harten Stein, bildete einen See.
Logan Temple legte seine Hand auf die finstere Tür. Kalt und rissig war sie, und sie glänzte, als wäre sie mit farblosem Lack frisch gestrichen worden.
Als sie sich zur Seite bewegte, ächzte und knarrte sie gespenstisch. Die Geräusche wiederholten sich im Innern der Kapelle unheimlich laut und zitterten als vielfaches Echo nach.
Wenn es die Teufelsmönche bis jetzt noch nicht gemerkt hatten, nun

wußten sie, daß jemand ihre letzte Ruhestätte betrat.

Temple spürte deutlich schwarzmagische Konzentrationen.

Kraftfelder bauten sich auf. Er fühlte sich von ihnen abgetastet.

Freund oder Feind? Was war er? Die unsichtbaren Geisterhände zuckten zurück, denn er war ein Verbündeter der Hölle, mit einer Macht ausgestattet, der sich sogar die gefürchteten Mönche unterordnen mußten.

Das Unwetter blieb draußen. Blitz und Donner schienen irgendwo im Park Haschmich zu spielen, und der Donner war dem Blitz schon sehr nahe.

Geisterhafte Schatten zeigten sich hin und wieder an den verdreckten Fenstern. Gestalten schienen in der Kapelle lebendig zu werden. Aber der nächste Blitz zeigte, daß es sich nur um Trugbilder handelte.

Logan Temple ließ seinen Blick schweifen.

Alte, morsche Bänke, rußgeschwärzte Wände. Ein entweihter Altar, der Boden aus schwarzem Marmor, auf den schon oft das Blut von Menschen getropft war.

Die Atmosphäre war dicht und unheimlich. Selbst Logan Temple verspürte zwischen den Schulterblättern ein kaltes Kribbeln. Nun wollte er sehen, wieviel Macht in ihm steckte. Konnte er auch der Natur befehlen? Er blickte zum Kapellendach hinauf, fühlte sich großartig und stark. Er glaubte, das gesamte Universum unterjochen zu können.

Sein Einfluß ging weit über diesen Kapellenbereich hinaus. Er versuchte, den nächsten Blitz anzuziehen und zu lenken, stellte eine Leitung zwischen sich und dieser grellen Urgewalt her, und der Blitz gehorchte.

Knisternd zuckte er am tintenschwarzen Himmel auf, krachend durchschlug er das Kapellendach. Ziegel splitterten und flogen wie weggesprengt davon, während der Blitz das Innere der Kapelle in blendendes Licht tauchte. Unvorstellbare Energien hieben in den schwarzen Marmorboden und spalteten ihn mit einer Kraft, die das alte Gemäuer bis in die Grundfesten erzittern ließ.

Wasser stürzte durch das Loch im Dach und klatschte auf den Boden.

Da!

Schwarze Bewegung in der beinahe undurchdringlichen Dunkelheit.

Die Mönche erhoben sich!

***

Grauenerregende Gestalten, in schwarze Kutten gehüllt. Ihre mumifizierten Gesichter schienen aus grauem Leder zu bestehen.

Welk, an den Schädelknochen geklebt, unbeweglich. Schwarze, tückisch glänzende Augen in tiefen Höhlen. Die schreckliche Verkörperung von Leid, Not und Tod!

Wie leblos standen sie nebeneinander, in einer Reihe. An ihrem Gürtel hing eine lange schwarze, zusammengerollte Lederpeitsche, eine Waffe, die sie mörderisch gut handzuhaben verstanden.

Über Logan Temples Gesicht huschte ein begeistertes Grinsen.

Es war ihm mühelos gelungen, die Teufelsmönche aus der Knochenkammer zu holen. Ein weiterer Schritt zum großen Triumph war hiermit getan.

Der Teufelsbeschwörer trat auf die sieben unheimlichen Mönchen zu. »Ich habe von euren Schreckenstaten gelesen, es hat mich sehr beeindruckt, deshalb bin ich hier. Ich habe den Teufel beschworen, und er befindet sich nun in mir.«

»Das wissen wir«, sagte einer der Mönche. »Wir spüren die satanische Kraft, die in dir steckt.«

»Ihr habt bisher auf eigene Faust gehandelt«, sagte der Teufelsbeschwörer. »Damit ist es nun vorbei. Von jetzt an gehorcht ihr mir.«

»Wir werden deine Befehle entgegennehmen.«

Logan Temple nickte zufrieden. »Ich sehe, wir verstehen uns ausgezeichnet.«

»Weil wir alle denselben Herrn haben: Asmodis.«

»So ist es«, bestätigte Logan Temple.

»Was sollen wir tun?«

Temple kniff gierig die Augen zusammen. Sein Herz schlug vor Aufregung schneller. »Ich will Geld, Gold und Juwelen. Ich möchte darin wühlen können. Einer meiner Ahnen, Mortimer Temple, war der reichste Mann in seinem Dorf, aber die Generationen danach haben das Geld verpraßt, so daß für mich außer der Truhe des Hexers nicht übrigblieb. Ich will aus dem Vermächtnis des Hexers Kapital schlagen, und ihr werdet mir dabei helfen. Rafft zusammen, was ihr kriegen könnt. In wenigen Wochen will ich so reich sein, daß ich mir die ganze Welt kaufen kann, und wenn es soweit ist, dann legen wir erst richtig los. Wir stürzen die Stadt in ein Chaos. Wir werden eine teuflische Herrschaft über England antreten und von hier aus die Welt überwuchern. Doch zuerst will ich, daß ihr mich reich macht«

Die Mönche nickten. »Wir werden dir jeden Dienst erweisen.«

»Ihr fangt heute noch an.«

»Ganz, wie du befiehlst.«

»Und eure Beute liefert ihr bei mir ab. Ich wohne…«

»Wir wissen dich zu finden«, erwiderte der Sprecher der Horror-Mönche.

»Dann ist es gut«, sagte der Teufelsbeschwörer, wandte sich um und verließ die Kapelle. Er wußte, daß er sich auf die Satansmönche verlassen konnte. Sie würden von nun an nur noch das tun, was er wollte. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl erfüllte ihn, denn er war

auf dem Weg nach ganz oben, und der Teufel selbst unterstützte ihn dabei.

***

Mit dem Lappen wischte Roxane den Sherry auf. »Der gute Tropfen«, sagte sie bedauernd.

»Die Flasche ist noch fast voll«, gab ich zurück. Mich beschäftigte noch die Überraschung, die ich vorhin erlebt hatte. Ich legte die Glasscherben auf die Handschaufel. Dabei fiel Roxane der Blutstropfen an meinem Finger auf.

»Tony!«

»Fall jetzt bitte nicht in Ohnmacht«, sagte ich grinsend.

»Du blutest.«

»Wie jeder normale Mensch, der sich verletzt.«

»Ich dachte, du wärst…«

Ich hob die Schultern. »Wie diese Demonstration zeigt, ist es damit vorbei. Leider. Ich hatte gute Momente als Siegfried, kam mir manchmal aber schon ein bißchen wie Superman vor. Vielleicht ist es ganz gut, daß ich zu meiner Ursprünglichkeit zurückgekehrt bin.«

Roxane trug den Lappen und die Scherben in die Küche. Ich hörte das Glas in den Mülleimer klimpern. Als die Hexe aus dem Jenseits wieder das Wohnzimmer betrat, hielt ich ein neues Glas Sherry für sie bereit.

»Und wieder einmal bewahrheitet sich ein Sprichwort«, sagte ich.

»Welches?« fragte Roxane.

»Kein Schaden ohne Nutzen.«

Wir setzten uns und wollten das TV-Spiel fortsetzen.

Da ging plötzlich ein Ruck durch den schlankenKörper des Mädchens, es wandte mir das bleiche Gesicht zu und stieß erschrocken hervor »Tony…!« Ihre Stirn kräuselte sich, der Blick war auf einmal sorgenverhangen, die vollen Lippen bebten.

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, das hypersensible Para-Mädchen, spürte drohendes Unheil, schwarze Aktivitäten.

»Was ist?« fragte ich heiser.

Roxane verfügte – wie der Ex-Dämon Mr. Silver – über eine Reihe von übernatürlichen Fähigkeiten. Unter anderem war es ihr möglich, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, was ihr die Chance bot, aufzuschnappen, was in den Reichen des Schreckens geplant wurde. Aber auch mit Ahnungen und Träumen konnte Roxane oft schreckliche Dinge vorhersehen.

»Ich spüre eine geballte Kraft, Tony«, flüsterte das schwarzhaarige Mädchen und schaute mich mit den grünen Augen ernst an.

»Eine lebensbedrohende Konzentration des Bösen ist aufgebrochen wie ein eiteriges Geschwür. Nicht weit von hier. Es kann nicht weit

sein, sonst würde mich die Strahlung nicht so heftig treffen.«

»Kannst du feststellen, woher die Strahlung kommt, Roxane?«

fragte ich gespannt.

Die Hexe aus dem Jenseits antwortete nicht, aber sie blickte in eine bestimmte Richtung. Vor meinem geistigen Auge entstand ein Stadtplan. Ich zog drauf einen Strich. Luftlinie…

Der Aufbruch des Bösen glich einer Vulkaneruption, die die Menschen überraschen sollte. Wenn das klappte, würde es Tote geben, das stand fest.

»Es passiert an einem schwarzen Ort«, sagte Roxane leise.

Ich rief mir sofort wieder den Stadtplan ins Gedächtnis, verfolgte die Linie, die ich vorhin gezogen hatte. Ein schwarzer Ort. In unserer Nähe. Dabei konnte es sich nur um die unheimliche Kapelle handeln, von der in letzter Zeit so oft die Rede war, weil sie weggeräumt werden sollte, sich aber kein Abbruchunternehmen an sie heranwagte. Aus gutem Grund, denn die Teufelsmönche hätten sich das nicht gefallen lassen.

Plötzlich peinigten mich Vorwürfe. Warum hatte ich mich nicht schon längst um diese verfluchte Kapelle gekümmert? Warum war ich den Satansmönchen noch nicht zu Leibe gerückt?

Zu viele andere Dinge waren mir immer wieder dazwischengekommen. Das war die Rechtfertigung, die auch vor mir selbst bestehen konnte, denn es stimmte. Jedesmal wenn ich mich der Kapelle widmen wollte, war ich von einem anderen Fall abgelenkt und überrollt worden.

Doch nun sollte mich nichts mehr davon abhalten.

Roxanes übersinnliche Wahrnehmung bedeutete für mich Alarmstufe eins.

Die schwarze Macht schien einen Kraftschub in die unheimliche Kapelle gesandt zu haben. Was stand uns bevor? Ein Großangriff der Teufelsmönche? Wir mußten uns sofort darum kümmern.

Der Himmel versuchte London immer noch zu ertränken, aber das konnte mich jetzt nicht mehr davon abhalten, das Haus zu verlassen.

Vor kurzem war ich noch froh darüber gewesen, im Trockenen zu sitzen. Nun würde ich naß bis auf die Haut werden, aber das nahm ich in Kauf, denn nichts war mir wichtiger, als Aktivitäten der schwarzen Macht zu zerstören, womöglich gleich im Ansatz.

Ich sprang auf.

Für Roxane war es selbstverständlich, daß sie mich begleitete.

Wir holten unsere Regenkleidung – Gummimantel, Gummistiefel.

Ich stülpte mir einen breitkrempigen, wasserabweisenden Hut auf den Kopf, sah aus wie Professor Bondy, der unheimliche Mörder in dem 3D-Film »Das Wachsfigurenkabinett des Professor Bondy«, aber ich konnte Roxane mit dieser Aufmachung nicht erschrecken.

Sie sah ja selbst so aus, war nur ein bißchen kleiner als ich.
»Fertig?« fragte ich die Hexe aus dem Jenseits.
Sie nickte. »Fertig.«
Ich holte meinen weißen Peugeot 505 TI aus der Garage, wir fuhren los, die Chichester Road entlang, Delamere Terrace vor bis zur Harrow Road, und gleich darauf kam der finstere Park in Sicht, in dem die verfluchte Kapelle stand. Böse und bedrohlich sah das Gebäude aus. Ich stoppte meinen Wagen vor dem Parkeingang, wir stiegen aus und patschten mit unseren Gummistiefeln durch tiefe Pfützen. Der Wind wollte mir den Hut stehlen, ich drückte ihn fester auf meinem Kopf, zog die Krempe noch tiefer in die Stirn.
Wasserperlen glänzten auf unseren Gesichtern.
»Hier sind wir richtig, Tony«, keuchte Roxane.
»Von hier geht die gefährliche Strahlung aus, nicht wahr?«
»Ja, ich spüre sie ganz deutlich«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.
»Wir müssen vorsichtig sein. Die verfluchte Kapelle kann sich für uns in eine tödliche Falle verwandeln.«
Ich grinste. »Hör mal, traust du dir denn gar nichts zu? Wir werden mit dem Teufelspack gehörig aufräumen.« Mein lockerer Spruch sollte Roxane aufmuntern. Natürlich wußte ich haargenau, daß wir uns in große Gefahr begaben. Wir riskierten unser Leben, wenn wir die verfluchte Kapelle betraten. Trotzdem würden wir nicht draußen bleiben.
Vor fast zehn Jahren hatte ich den Kampf gegen die schwarze Macht begonnen, und ich war entschlossen, ihn fortzusetzen, solange ich atmete und noch ein Funken Leben in mir war.
Die steinernen Wasserspeier versuchten uns zu treffen, wir wichen aus. Graue Regenschauer huschten geisterhaft durch den Park.
Wesen oder Trugbilder? Es war nicht zu unterscheiden.
Vier Stufen, über die Wasserkaskaden plätscherten. Eine offene Tür. Ungewöhnlich. Wer hatte sie geöffnet? Die Mönche? Jemand anders? Roxane und ich eilten die Stufen hinauf und betraten ohne zu zögern die unheimliche Kapelle. Auf das sensible Para-Mädchen strömten Impulse ein, die ich nicht zu registrieren vermochte.
Schwarze Attacken trafen das Girl neben mir. Ich sah, wie Roxane zusammenzuckte, öffnete rasch meinen Gummimantel, um schnell genug an meinen Colt Diamondback zu gelangen, falls es nötig sein sollte. Der mit geweihten Silberkugeln geladene Ballermann steckte in meiner Schulterhalfter.
Ein greller Blitz – ein ohrenbetäubendes Krachen.
Wasser klatschte, durch das defekte Kapellendach kommend, auf die schwarzenMarmorplatten. Meine Nervenstränge strafften sich.
Ein Angriff der Höllenmönche war nicht auszuschließen. Er konnte jederzeit erfolgen. Deshalb war ich auf der Hut.

Wir schritten an den morschen Bänken vorbei.

Ich versuchte meine Augen überall zu haben, damit uns die gefährlichen Mönche nicht überrumpeln konnten.

Eine bleierne Schwärze lastete im Inneren der Kapelle. Man sah kaum die Hand vor den Augen. Nur wenn ein Blitz aufflammte, war die Umgebung klar und deutlich zu erkennen. Aber immer nur für einen kurzen Moment. Dort oben im Himmel spielte jemand mit dem Lichtschalter.

Wir strebten auf den entweihten Altar zu.

Plötzlich blieb Roxane unvermittelt stehen. Sie war meine lebende Antenne. Nach ihr konnte ich mich richten.

»Ist was?« raunte ich ihr zu.

Sie streckte die Hand aus und wies mit dem Zeigefinger auf den Marmorboden. Im selben Augenblick knisterte ein Blitz über den Himmel, und ich erkannte, daß der Boden aufgebrochen war.

Und noch etwas nahm ich in dieser winzigen Zeitspanne wahr: daß die tiefe Knochenkammer leer war. Kein einziger Mönch befand sich mehr in ihr.

Mein Mund trocknete aus.

Wir waren zu spät gekommen!

»Mist!« entfuhr es mir, und ich merkte, wie sich meine Kopfhaut unter dem breitkrempigen Hut zusammenzog. Die gefährlichen Teufelsmönche hatten ihre letzte Ruhestätte verlassen, hatten die Knochenkammer aufgebrochen und waren nun irgendwo in der Nacht unterwegs.

Sie suchten Opfer.

Und sie würden welche finden, das stand außer Zweifel.

»Ich glaube, du denkst dasselbe wie ich«, sagte Roxane.

»Vermutlich ja.«

»Der Tod geht um.«

»In siebenfacher Gestalt«, knurrte ich. »Wie sollen wir die Mönche finden? Wie können wir sie an dem, was sie vorhaben, hindern, Roxane?«

»Ich weiß es nicht, Tony«, sagte die Hexe aus dem Jenseits bedauernd.

Mr. Silver gelang es hin und wieder, Dämonen zu orten. Er verfügte über eine Art Radar, das jedoch nicht immer funktionierte.

Es kam dabei auf vielerlei Faktoren an. Wenn es mit dem Radar aber klappte, war es uns möglich, unseren Gegner wie auf einem Leitstrahl zu finden. Aber der Ex-Dämon war nicht bei uns. Er amüsierte sich auf einer Bücherwurmparty und knickte in diesem Augenblick wahrscheinlich ein paar Mädchenherzen, während wir nicht weiterwußten.

Die Teufelsmönche kamen uns zu Hilfe.

Es klingt verrückt, aber so war es.
Die Mönche nahmen uns die Entscheidung ab.
Fast gleichzeitig mit dem grollenden Donner erhellte ein Blitz das Innere der verfluchten Kapelle. Das grelle Licht riß zwei grauenerregende Gestalten aus der Dunkelheit.
Teufelsmönche!
Sie hielten lange schwarze Lederpeitschen in ihren knorrigen Händen…

***

Ich hörte, wie Roxane neben mir die Luft geräuschvoll ausstieß. Das Erscheinen der beiden Mönche hatte auch sie überrascht. Wenigstens diese beiden brauchten wir nicht zu suchen. Sie präsentierten sich uns von selbst, und sie wollten uns mit dem Tod bestrafen, weil wir es gewagt hatten, ihre letzte Ruhestätte zu betreten.
Langsam kamen sie näher.
Ihre Körper zerflossen in der Dunkelheit. Da sie schwarze Kutten trugen, waren sie kaum zu sehen. Wir mußten sie mehr erahnen, fühlen.
In all den Jahren, die ich im Kampf gegen die schwarze Macht hinter mich gebracht hatte, hatte ich eines gelernt: daß Angriff immer die beste Verteidigung ist.
Roxane und ich mußten den ersten Zug tun, das würde uns einen Vorteil einbringen. Wir durften nicht auf die Attacke der Mönche warten, wollten uns auf keinen Fall in die Defensive drängen lassen.
Die grauen Gesichter unserer schrecklichen Gegner schimmerten unheimlich in der Finsternis. Die dunklen Augen glitzerten kalt wie Glasmurmeln.
Roxane hob langsam die Hände. Nicht, um sich zu ergeben. Ich wußte, was sie vorhatte. Sie wollte gegen die unheimlichen Mönche ihre übernatürlichen Fähigkeiten einsetzen.
Die Hexe aus dem Jenseits war imstande, schwarze Gegner mit magischen Blitzen, die aus ihren Fingerspitzen rasten, zu vernichten.
Sie brauchte nur einen kurzen Moment, um den Angriff vorzubereiten.
Dann handelte sie.
Und ich ebenfalls.
Es knisterte. Helle, verästelte Strahlen fegten auf die Mönche zu.
Doch unsere unheimlichen Gegner schienen diesen Trick zu kennen und auch erwartet zu haben. Sie reagierten unglaublich schnell, spritzten auseinander. Der eine warf sich nach links, der andere nach rechts. Roxanes Blitzgewirr schoß zwischen den Teufelsmönchen hindurch, raste aus der verfluchten Kapelle und verlor sich in der Nacht.

In dem Augenblick, wo es an Roxanes Fingerspitzen knisterte, zuckte meine Hand zum Colt Diamondback.

Die Waffe sprang mir förmlich in die Hand. In meinem Hosenbund steckte auch noch eine superflache Weihwasserpistole, die sich bereits bestens bewährt hatte. Mein Freund und Nachbar, der Parapsychologe Lance Selby, hatte sie für mich anfertigen lassen, und ich hatte sie auch schon eingesetzt, aber der Diamondback war mir doch ein wenig vertrauter, deshalb griff ich weiterhin in erster Linie nach ihm.

Ich knickte in den Knien leicht ein, meine Beine waren ein wenig gegrätscht, die linke Schulter etwas zurückgenommen. Combat-Stellung nennt man das. Es war keine Zeit, zu zielen. Ich drückte einfach ab. Donnernd entlud sich meine Waffe. Sie spie Feuer. Der Colt bäumte sich auf, nachdem er das geweihte Silber herausgeschleudert hatte.

Aber die Kugel traf nicht.

Der Mönch, auf den ich gezielt hatte, war einen Sekundenbruchteil früher aus der Flugbahn geschnellt.

Das Projektil hieb in das Holz der Kapellentür.

Und dann griffen die Teufelsmönche an. Mit den Peitschen. Ein Pfeifen und Klatschen. Roxane stieß einen Wehlaut aus. Sie mußte getroffen worden sein, sprang zurück. Ihre Abwehrblitze verfehlten den Gegner abermals. Durch meine Eingeweide wühlte sich eine heiße Wut. Wer Roxane einen Schmerz zufügte, der tat auch mir weh.

Dafür sollte der Satansmönch bezahlen.

Mein Colt schwenkte in seine Richtung. Ein Blitz. Ich sah das häßliche graue Gesicht deutlich vor mir und krümmte den Finger.

Das Silbergeschoß hätte den Unheimlichen zerstören müssen.

Aber hier ging es nicht mit rechten Dingen zu. Die Teufelsmönche zeigte, wie schnell und gefährlich sie waren. Während ich auf den einen zielte, schlug der andere mit seiner verdammten Peitsche nach meiner Revolverhand. Mir war, als würde mich eine Giftschlange beißen. Ein furchtbarer Schmerz raste durch meinen Arm und explodierte im Schultergelenk.

Es war mir unmöglich, den Colt festzuhalten.

Er fiel zu Boden.

Für wenige Augenblicke war mein rechter Arm unbrauchbar, wie gelähmt. Die Peitschen pfiffen mir entgegen. Ich federte zurück, Roxane wich mir aus, und das führte zur Katastrophe.

Roxanes Fuß trat ins Leere.

Es war kein Boden da.

Sie schrie laut auf, kippte nach hinten weg und stürzte in die Knochenkammer hinunter. Mir standen unter dem Hut die Haare zu Berge.

»Roxane!« gellte mein Schrei gegen die Wände.

Ich sah das Mädchen unten liegen. Auf grauem Stein. Die weiße Hexe erhob sich nicht. Hatte sie sich lebensgefährlich verletzt? Mein Herz übersprang einen Schlag. Da traf mich bereits der nächste Schock.

Der Riß im schwarzen Marmorboden schloß sich. Knirschend bewegten sich die Platten aufeinander zu. Sekunden später war die Hexe aus dem Jenseits verschwunden!

***

Ich war allein, und voller Wut. Ich wollte mir meinen Colt wiederholen, hechtete danach, doch ein gemeiner Peitschenschlag beförderte die Waffe blitzschnell von mir weg.

Ich sprang auf.

Die Teufelsmönche wollten mit mir nun kurzen Prozeß machen.

Immer wieder schnellten mir ihre schwarzen Peitschen entgegen.

Sie trieben mich zurück. Ich stieß gegen den Altar.

Ein Peitschenende schlang sich um mein linkes Bein. Ein kräftiger Ruck. Ich verlor das Gleichgewicht und knallte hart auf die Marmorplatten. In meinem Ellenbogen glühte ein Schmerz auf.

Ich kämpfte mich hoch.

Da pfiff der nächste Schlag heran. Das schwarze Leder ringelte sich wie eine lebende Schlange um meinen Hals und gab mich nicht mehr frei. Keine Luft mehr. Pochende Schmerzen im Hals. Panik.

Ich fiel auf den Rücken. Die Peitsche drohte mich zu erdrosseln. Die schwarze Kraft, die in ihr war, wollte mir mein Leben aus dem Körper reißen.

Ich wurde fast wahnsinnig vor Angst.

Mein Gesicht war verzerrt, der Mund weit aufgerissen, die Augen ebenfalls. Ich war starr vor Entsetzen.

Die Teufelsmönche hatten mich erwischt.

In mir sprang so etwas wie ein Notstromaggregat an. Der Selbsterhaltungstrieb setzte eine Motorik in Gang, die mein Geist nicht zu steuern brauchte. Die Schwärze, die sich auf meine Augen legen wollte, hatte nichts mit der Nacht zu tun. Das war die Ohnmacht, und ihr würde der Tod folgen, wenn es mir nicht gelang, mich von diesem gnadenlosen Würgegriff zu befreien.

Jetzt gehst du über den Jordan. Jetzt legst du den Löffel weg. Jetzt nippelst du ab… Es gab Hunderte von Formulierungen für das, was ich im Begriff war zu tun.

Meine einzige Chance war, daß ich instinktiv das richtige machte, sonst war ich erledigt.

Meine rechte Hand zuckte hoch, ich bekam es gar nicht richtig mit, war zu sehr damit beschäftigt, gegen die Ohnmacht anzukämpfen, während die Atemnot immer schrecklicher wurde.

Das Leder der Peitsche grub sich tief in meinen Hals.

Ich warf mich hin und her, versuchte die Peitsche von meinem Hals zu reißen, doch sie war zu straff gespannt, ich vermochte sie nicht herunterzuwinden, aber etwas in mir entsann sich des magischen Rings, den ich an der rechten Hand trug.

Als der schwarze Stein das Leder berührte, passierte etwas, worauf ich nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Ein konvulsivisches Zucken ging durch die Peitsche, die ein höllisches Eigenleben führte.

Sie schnellte von meinem Hals ab und schwirrte zurück.

Luft!

Ich bekam wieder Luft. Herrliche, feuchte, schwere, lebenerhaltende Luft. Ich pumpte damit gierig meine zitternden Lungen voll.

Aber ich mußte mehr tun, denn ich war noch nicht gerettet. Die Teufelsmönche würden gleich wieder zuschlagen. Wenn es ihnen gelang, meinen rechten Arm auszuschalten, war ich verloren.

Ehe sie mich im zweiten Anlauf erledigen konnten, riß ich die superflache Weihwasserpistole aus dem Gürtel. Zwei schwarze Schemen. Egal, welchen Gegner der mit Hochdruck herausgepreßte Weihwasserstrahl treffen würde, Hauptsache er traf.

Ich drückte ab.

Kaum hörbar zischte die Pistole.

Fast gleichzeitig brüllte einer der beiden Teufelsmönche auf, wirbelte herum und hetzte aus der verfluchten Kapelle. Das Weihwasser konnte ihn nicht getroffen haben. Er war davon sicherlich nur gestreift worden. Aber das hatte genügt, um ihn in die Flucht zu jagen.

Ich richtete meine Weihwasserpistole auf den andern Mönch. Gewarnt vom Gebrüll seines Kumpans, gab auch er Fersengeld.

Erst jetzt merkte ich, wie erschöpft ich war. An eine Verfolgung der Teufelsmönche war im Augenblick nicht zu denken. Ich mußte erst wieder zu Kräften kommen.

***

Roxane lag auf dem harten Steinboden und hatte das Gefühl, sich sämtliche Knochen gebrochen zu haben. Sie war beim Sturz mit dem Kopf aufgeschlagen, hätte sich beinahe das Genick gebrochen und brauchte einige Zeit, um sich zu sammeln.

Tapfer biß sie die Zähne zusammen.

Langsam setzte sie sich auf, schaute nach oben und stellte fest, daß sich die Decke der Knochenkammer geschlossen hatte.

Sie war gefangen.

Und Tony Ballard mußte sich oben allein mit den beiden Teufelsmönchen herumschlagen. Roxanes Herz krampfte sich zusammen.

Sie konnte Tony nicht beistehen. Würde er mit den beiden Gegnern fertigwerden? Bekamen die Satansmönche Verstärkung? Töteten sie in

diesem Moment gerade den Dämonenhasser?
Viele Fragen quälten die Hexe aus dem Jenseits.
Sie durfte nicht in dieser Knochenkammer bleiben. Tony Ballard brauchte sie!
Roxane sprang auf. Sie spürte, daß die Wände, die sie umgaben, mit magischen Kraftfeldern beschichtet waren.
Daran hatten sich die Teufelsmönche immer wieder aufgeladen.
Diese schwarzen Ströme hatten die Mönche die Zeiten überdauern lassen. Von ihnen bezogen sie ihre verderbliche Kraft.
Es mußte einen Ausweg aus diesem unterirdischen Gefängnis geben.
Roxane suchte ihn. Sie setzte weißmagische Sensoren ein, streckte telepathische Fühler aus, die jedoch schmerzhaft zurückgeschleudert wurden, sobald sie mit den Kraftfeldern an den Wänden in Berührung kamen.
Roxane konzentrierte sich.
Sie sammelte Energien, legte ihre Hände auf eine Wand und versuchte die Kraft der Hölle mit der ihr zur Verfügung stehenden Magie zu brechen. Es klappte nicht. Ihre wertvolle Energie verpuffte fast wirkungslos. Nur ein Netz aus knisternden Fäden zuckte über die Wand. Mehr passierte nicht.
Kein Entrinnen für Roxane. Die Hexe aus dem Jenseits war und blieb in der Knochenkammer gefangen.

***

Patty Febbey hatte schon die meisten Schattenseiten des Lebens kennengelernt. Es gab nicht mehr viel, was sie heute noch erschüttern konnte. Bei einer barmherzigen Beleuchtung sah sie noch verhältnismäßig gut aus. Im grellen Licht sah man aber, daß sich das Leben brutal in ihr Gesicht geprägt hatte.
Begonnen hatte ihr Abstieg vor zehn Jahren.
Damals war sie neunzehn gewesen.
Jung und unerfahren war sie nach London gekommen, weil es ihr in dem Dorf, in dem sie aufgewachsen war, zu langweilig gewesen war. Sie hatte etwas erleben wollen, und dieser Wunsch war ihr dann auch in reichem Maße erfüllt worden.
Rückblickend mußte sie zugeben, daß zuviel passiert war. Sie hätte lieber im Dorf bleiben und den langweiligen Sohn des Kaufmanns heiraten sollen, dann hätte sie jetzt einen Mann gehabt, der sie liebte und verehrte, Kinder, denen sie ihre Liebe schenken konnte, ein geregeltes Leben ohne Aufregung und Schmerzen.
Aber sie hatte es ja anders haben wollen.
Bildhübsch war sie gewesen, und eine Menge Männer hatten ihr den Hof gemacht. Sie hatte sich mal von diesem, mal von jenem ausführen lassen, schenkte mal dem einen, mal dem andern ihre Gunst, merkte

nicht, daß sie schon bald wie ein Wanderpokal von Hand zu Hand ging.

Nicht sie wählte aus, wie sie meinte, sondern sie wurde ausgewählt – und hinterher abgeschoben. Ihre Telefonnummer wurde immer begehrter. Sie fing an zu trinken, und es wurde ihr immer gleichgültiger, mit wem sie schlief. Zu diesem Zeitpunkt gab es zwischen ihr und einer professionellen Gunstgewerblerin nur noch einen einzigen Unterschied: Patty verlangte dafür kein Geld, aber sie gab es auch nicht zurück, wenn es einer der Männer auf ihren Nachttisch legte.

So war es wohl nur eine Frage der Zeit, bis sich ein Parasit an sie heftete.

Er hieß Timothy Hayes. Groß, stark, selbstbewußt – und er sah auch nicht schlecht aus. Er machte ihr klar, daß sie einen Beschützer brauche, und daß sie von nun an von jedem Mann, mit dem sie ins Bett ging, eine bestimmte Summe verlangen müsse.

Sie wollte das nicht tun, aber Hayes war kräftig, und er redete ihr mit den Fäusten zu.

Sie wollte London verlassen, er erwischte sie, und sie konnte sich danach zwei Wochen kaum rühren. Zwischendurch war er zärtlich, als würde er sie lieben. In Wirklichkeit hatte er jedoch nur ein Ziel vor Augen: sie zur Nutte zu machen. Und das erreichte er schließlich auch. Zwei, drei Monate ließ er ihr, damit sie sich an den neuen Zustand gewöhnen konnte. Dann gab er ihr zu verstehen, daß sie ihm zu wenig verdiene. Sie mußte mehr anschaffen, und wenn sie die Summe nicht brachte, die er sich vorstellte, nahm er sie sich vor.

Sie wußte, daß sie nur die Wahl hatte, sich zu fügen oder zu sterben. Eine dritte Möglichkeit war ihr nicht geboten.

An diesem Abend saß sie am Tresen auf einem Hocker, trug lange Lackstiefel, einen kurzen Rock, einen engen weißen Pulli und eine flachsblonde Perücke, unter der sich ihr schwarzes Haar verbarg.

Sie nuckelte seit einer Stunde an ihrem Gin-Fizz, während ihr Zuhälter in dieser Zeit fast schon eine Flasche Wodka getrunken hatte.

Kein ungewöhnliches Quantum für ihn. Normalerweise hätte man ihm die Menge Alkohol noch nicht angemerkt, aber er hatte schon

»getankt« gehabt, bevor er hierher gekommen war.

Er spielte Karten. Poker. Mit Freunden, gleichfalls Zuhältern.

Und er verlor unentwegt.

Patty Febbey schüttelte mißbilligend den Kopf. »Nun sieh dir das an«, beschwerte sie sich bei Lucy McMurray, mit der sie oft zusammen war.

Lucy war ein fettes Mädchen, aufgetakelt bis zum Geht-nicht-Mehr. Knallrote Lippen, falsche Wimpern, die so schwer zu sein schienen, daß sie kaum die Augen offenhalten konnte, zentimeterlange

Fingernägel – natürlich auch knallrot.

»Das Geld, das ich verdiene, verstreut er mit vollen Händen«, sagte Patty.

Lucy lächelte. »Es bliebt wenigstens unter Freunden.«

»Davon habe ich nichts. Wenn er keinen Penny mehr hat, schickt er mich auf die Straße, damit ich ihm neuen Zaster besorge. Wo soll ich bei diesem Sauwetter einen Freier finden? Abgesehen davon, daß man sich da draußen den Tod holen kann.«

»Warum gehst du nicht hin und sagst ihm, er soll zu spielen aufhören.«

»Denkst du, ich bin lebensmüde? Er würde mir die Zähne einschlagen.«

»Vielleicht hast du Glück, und seine Pechsträhne reißt ab.«

»Das glaube ich nicht. Er verliert aus eigener Schuld. Nicht, weil die Karten schlecht sind. Er sieht ja kaum noch aus den Augen, so voll ist er, aber was meinst du, was los wäre, wenn ich ihm sagen würde, ich möchte mit ihm nach Hause gehen. Du würdest mich unter einem der Tische wiederfinden.«

»O ja, er ist ein brutaler Bursche. Ich bin froh, daß Fred nicht so zu mir ist. Wir führen beinahe so etwas wie eine Ehe.«

»Ich beneide dich darum.«

»Wenn ich erfahre, daß ihm ein anderes Mädchen schöne Augen macht, spritze ich ihr Säure ins Gesicht, darauf kannst du Gift nehmen.«

Timothy Hayes goß sich sein Glas wieder voll. Er spielte unkonzentriert, und je mehr Geld er verlor, desto nervöser, wütender und gereizter wurde er. Die Mitspieler hießen Fred Glover – er war Lucys Beschützer –, Roy Woolsey und Walter Stride. Alle drei waren mit dem Verlauf des Spiels sehr zufrieden. Glover und Stride verzeichneten geringe Gewinne, und vor Woolsey türmte sich ein wahrer Geldberg. Er hatte an diesem Abend die große Glückssträhne, während Hayes der mitleidig belächelte Verlierer war.

Glover und Stride zogen ihn auf.

Sie merkten, daß er zornig war, und stichelten.

»Pech im Spiel, Glück in der Liebe«, sagte Fred Glover. »Mach dir nichts draus, Timothy.« Er wandte sich an Patty Febbey. »He, Patty, mach dich auf was gefaßt. Timothy wird zu Hause wie ein schlagendes Gewitter über dich herfallen. Ich würde an deiner Stelle mit einem Helm ins Bett gehen.«

»Halt's Maul und spiel, Fred«, brummte Hayes.

»Bist 'n schlechter Verlierer«, sagte Walter Stride.

»Meine Sache.«

»Vergangene Woche habt ihr mir die Hosen ausgezogen, da hast du dich ausgeschüttet vor Lachen. Heute würdest du uns am liebsten ins

Gesicht springen.«
»Ja, aber mit dem Hintern voran«, sagte Roy Woolsey belustigt.
Timothy Hayes richtete seine glasigen Augen auf ihn. »Wenn ich du wäre, würde ich nicht mal ›piep‹ sagen, Roy!«
»Warum nicht?«
Hayes Augen verengten sich. »Weil du Dreck am Stecken hast.«
»Wie meinst ‘n das?« fragte Woolsey langsam.
»So, wie ich’s gesagt habe«, gab Timothy Hayes aggressiv zurück.
»Du hast einen Haufen Geld vor dir liegen, Freund. Mein Geld.«
»Es war mal dein Geld. Jetzt gehört es mir. Ich hab’s gewonnen.«
»Auf ehrliche Weise, Roy?«
Plötzlich fing die Luft zu knistern an. Was Timothy Hayes eben gesagt hatte, war gefährlich. Solche Worte waren wie ein Funken, auf dem Weg ins Pulverfaß. Fred Glover wollte diesen Funken noch abfangen. Sein Blick pendelte rasch zwischen Hayes und Woolsey hin und her. Er leckte sich die Lippen und warf geschwind ein:
»Also sitzen wir nun hier, um uns Grobheiten an den Kopf zu werfen, oder um zu spielen?«
Woolsey hörte nicht auf ihn. »Was hast du gesagt, Timothy?«
»Wenn jemand so viel Schwein hat wie du, muß sich doch zwangsläufig die Frage stellen, ob es dabei auch reell zugeht«, sagte Hayes. Er hatte keine Angst vor Woolsey, der bekannt dafür war, daß er schnell mit dem Messer zur Hand war.
Hayes fühlte sich ihm nicht nur ebenbürtig, sondern gar überlegen. Er war größer und kräftiger als Woolsey. Wenn er nüchtern gewesen wäre, hätte er mit Woolsey wohl kaum Probleme gehabt.
Aber er war betrunken. Fast eine ganze Flasche Wodka kreiste in seiner Blutbahn. Der Alkohol machte ihn unvorsichtig.
»Was willst du damit sagen, Timothy?« fragte Woolsey leise.
»Hört mal, was soll der Quatsch?« rief Walter Stride ärgerlich dazwischen.
»Halt dich raus, Walter!« verlangte Woolsey. Er schaute dabei Timothy Hayes an.
»Timothy, du spinnst!« sagte Fred Glover. »Glaubst du im Ernst, Roy würde falsch spielen? Wir alle wissen, daß er so etwas nie getan hat.«
»Er gewinnt fast jedes Spiel«, sagte Hayes. »Seid ihr denn blind?«
»Er hat heute eben einfach Glück«, erwiderte Glover.
»Er hilft seinem Glück ein bißchen auf die Sprünge. Euch Holzköpfe kann er täuschen, aber mich nicht.«
Woolsey starrte Hayes durchdringend an. »Verdammt, Timothy, du besoffenes Schwein, ich lasse mich von dir nicht beleidigen. Entweder du nimmst das sofort zurück, oder…«
»Oder was, Traumtänzer. Denkst du, ich fürchte mich vor dir?«
Es fehlte nur noch ein Wort, ein einziges Wort, dann kochte die

Situation über.

Patty sprang vom Hocker. Lucy ergriff ihren Arm und hielt sie zurück. »Halt dich raus, Baby. Das sollen die Kampfhähne untereinander ausmachen. Wenn du dich da einmischst, geht's dir schlecht.«

»Du entschuldigst dich jetzt auf der Stelle, Timothy!« blaffte Woolsey.

»Wofür denn? Dafür, daß du mir mein Geld abgenommen hast, Falschspieler?«

Da war das Wort.

Nichts war mehr zu retten, die offene Auseinandersetzung war nicht mehr zu verhindern. Roy Woolsey sprang auf. Mit einem harten, metallischen Klicken rastete die Klinge seines Springmessers ein.

Auch Timothy Hayes sprang auf. Er stieß seinen Stuhl hinter sich und zückte gleichfalls sein Messer. Er konnte damit gut umgehen, das hatte Patty Febbey schon am eigenen Leib zu spüren gekriegt.

Geduckt belauerten sich die beiden Zuhälter.

»Ich schneide dir die Haut in Streifen!« drohte Woolsey.

»Ich schnitze dir mein Monogramm in den Bauch!« zischte Hayes. Er stand unsicher auf den Beinen, seine Lippen glänzten feucht. Jetzt griff er an.

Woolsey wich aus. Hayes' Messer verfehlte ihn weit, und nun stach Woolsey zu. Mit mehr Glück.

Hayes machte der Alkohol weitgehend schmerzunempfindlich.

Die Klinge des Gegners fuhr ihm in den linken Unterarm. Er spürte nur einen Schlag, nicht mehr, sprang zurück. Aus seinem Ärmel rann Blut. Es floß bis zu den Fingerspitzen vor und tropfte auf den Boden.

»Herrgott noch mal, hört auf damit!« wetterte der Wirt.

Glover und Stride ließen ihn nicht durch, als er die Kämpfenden trennen wollte. »Bleib den beiden fern«, sagten sie. »Oder bist du scharf darauf, ein Messer zwischen die Rippen zu kriegen?«

»Verdammt, ich kann doch nicht zusehen, wie einer den andern abschlachtet.«

»Noch lebt Timothy.«

»Aber er ist verletzt!«

»Er muß selbst wissen, was er tut.«

Hayes sah sein Blut auf den Boden tropfen. Es hakte bei ihm aus.

Blind vor Wut griff er seinen Gegner an. Woolsey brachte sich mit einem federnden Satz in Sicherheit. Er trat Hayes das Messer aus der Hand, versetzte ihm einen Faustschlag, der ihn gegen die Wand warf, packte ihn und setzte ihm keuchend die Messerspitze an die Kehle.

»So! Und jetzt wirst du dich entschuldigen! Sonst stoße ich zu, du Bastard!«

»Na schön, stoß zu, Falschspieler. Bei einem Kretin wie dir entschuldige ich mich nicht!«

Ein hartes Funkeln in Woolseys Augen. Er hätte es getan. Alle wußten, daß er zustoßen würde. Sie hielten den Atem an.

Doch da kam die Wendung, mit der niemand rechnen konnte.

Die Kneipentür platzte regelrecht auf, und mit dem peitschenden Regen traten sieben grauenerregende Gestalten ein.

Die Teufelsmönche!

***

Roxane – gefangen in der Knochenkammer. Das schoß mir als erstes durch den Kopf, als ich mich einigermaßen erholt hatte. Sie war in diese unheilige Grube gestürzt, und der schwarze Marmorboden hatte sich über ihr geschlossen wie der Deckel einer Falle. Nun saß sie fest, und ich wußte nicht, wie ich sie da herausholen sollte.

Ich hob meinen Colt auf und schob ihn in die Schulterhalfter.

Dann kniete ich mich auf den Marmor und tastete den Boden ab.

Ich entdeckte eine Stelle, wo eine unbeschreibliche Kraft dagegengeprallt sein mußte.

Diese Kraft mußte den Boden gespalten haben.

Ich setzte meinen magischen Ring auf die Stelle, doch seine Energie reichte nicht aus, um die Marmorplatten wieder auseinanderzuzwingen.

»Roxane!« schrie ich aus vollen Lungen. »Roxane, kannst du mich hören?« Meine Stimme rief einen vielfachen Widerhall in der verfluchten Kapelle hervor.

»Roxane… ane … ane … ane … ane …«

»Ja, Tony!«

Ihre Stimme drang durch den Boden. Dünn, leise, verwehend.

»Bist du okay?« wollte ich wissen.

»Ja«, geisterte es mir durch den Boden entgegen. »Ich bin hier eingeschlossen, komme nicht raus!«

»Setz deine Energie ein!«

»Das habe ich schon getan! Die Wände sind mit schwarzen Kraftfeldern überzogen!«

»Und die Decke?«

»Hab’ ich noch nicht versucht.«

»Dann versuche es jetzt.«

»Ich habe mich vorhin zu sehr verausgabt. Laß mir ein bißchen Zeit, Tony.«

Mir kam ein Gedanke. »Okay! Wir versuchen es gemeinsam! Vielleicht schaffen wir es dann! Sammle inzwischen neue Kräfte! Ich komme gleich wieder!«

Hastig sprang ich auf. Von den Teufelsmönchen ließ sich zum Glück keiner blicken. Ich hastete aus der verfluchten Kapelle, in die Sintflut hinaus, die mich durch den Park schwemmte.

Die unheimlichen Mönche blieben mir auch weiterhin fern. Gut so. Ich konnte sie jetzt nicht gebrauchen. Atemlos rannte ich aus dem Park, erreichte meinen Peugeot und schloß den Kofferraum auf. Vor mir lag die magische Streitaxt, die Mr. Silver erbeutet hatte.

Schwarzer Ebenholzschaft. Scharfes, blinkendes Metall, mit starker Magie aufgeladen. Ich war damit erst kürzlich einer Satansuhr zuleibe gerückt.

Mit beiden Händen packte ich das wertvolle Stück.

Der Kofferraumdeckel flog zu, ehe die Wassermassen eine Überschwemmung anrichten konnten.

Ich kehrte mit der starken Waffe in die verfluchte Kapelle zurück, stürmte bis zum Altar vor, stoppte, beugte den Rücken und rief wieder Roxanes Namen. Sie teilte mir mit, daß sie schon wieder bei Kräften war. Ihre weiße Energie und die Kraft der magischen Streitaxt mußten den Boden noch einmal aufbrechen. Wenn das nicht gelang, befand sich die Hexe aus dem Jenseits in einer lebensgefährlichen Lage, denn irgendwann in dieser Nacht – so nahm ich an – würden die Teufelsmönche zurückkehren, und sieben Gegner würden zuviel sein für die weiße Hexe.

»Hör zu, Roxane!« rief ich. »Ich habe die magische Streitaxt bei mir. Wenn ich ›los‹ rufe, schleuderst du deine gesamte weiße Kraft gegen die Decke, und ich schlage gleichzeitig mit der Axt zu! Mal sehen, was dann passiert! Verstanden?«

»Ja«, sagte der schwarze Marmor zu mir.

Wollen hoffen, daß es klappt! dachte ich und spannte meine Muskeln. Weit holte ich aus. Kraftvoll schlug ich zu. Im Schlagansatz schrie ich: »Los!« Und ich flehte zu Gott, daß das Timing stimmte.

Blitzend zerteilte die magische Streitaxt das Dunkel. Klirrend hieb sie genau auf die Stelle, die ich treffen wollte. Ein abgezirkelter Schlag, der hoffentlich die schwarzen Kraftfelder aufbrechen und zersplittern würde. Gleichzeitig schossen weiße Energien von unten nach oben, prallten gegen die Decke, und knirschend und krachend spaltete sich vor mir der Boden. So ruckartig, daß es mir die Beine auseinanderriß und ich beinahe gestürzt wäre.

Aufgeregt ließ ich die Streitaxt fallen.

Ich warf mich auf den Bauch und streckte meine Arme in die Knochenkammer hinab. Roxanes Finger berührten meine Hände.

Ich griff so fest zu, als wollte ich sie nie mehr loslassen. Wild bog ich mein Kreuz zurück. So schnell ich konnte, hievte ich das Mädchen aus der Kammer, denn ich wußte nicht, wie lange der Riß bestehen bleiben würde. Er konnte sich jederzeit wieder schließen.

Als Roxane neben mir stand, erkannte ich, daß die Eile nicht nötig gewesen wäre. Der Boden blieb offen. Wir hatten etwas an dem höllischen Mechanismus zerstört.

Roxane schüttelte ihre schwarze Mähne zurück. Ihr Hut war in der Knochenkammer liegengeblieben. Ein Verlust, den wir verschmerzen konnten.

Die Hexe aus dem Jenseits blickte sich mißtrauisch um. »Wo sind sie, Tony?«

»Keine Ahnung.«

»Ich habe Angst vor dem, was sie tun werden.«

»Vielleichtfinden wir ihre Spur. Komm.«

Wir verließen die verfluchte Kapelle. Draußen war alles unverändert. Die Stadt schien immer noch im Begriff zu sein, unterzugehen. Plötzlich gellte der Schrei eines Mädchens auf, und wir konnten uns dafür nur einen Grund denken: die Teufelsmönche!

***

Vergessen war der Streit. Wie ein abgebranntes Strohfeuer fiel der Haß in sich zusammen. Eine ungeheure Bedrohung war aufgetaucht. Sie machte aus den Gegnern Kameraden. Gemeinsam und fassungslos starrten sie der Gefahr entgegen.

Die Mönche mit den grauledernen Gesichtern fächerten auseinander. Ihre kalt glitzernden Augen beobachteten alle Anwesenden.

Timothy Hayes, den der Alkohol nach wie vor fest im Griff hatte, leckte sich die Lippen.

»Ich… ich träume. Bei Gott, ich träume mit offenen Augen. Oder ist es wahr? Kann es sein, daß ich wirklich die sieben Mönche des Teufels sehe?« fragte er zweifelnd.

Patty Febbey zitterte wie Espenlaub. Der Horror drohte sie aufzufressen. Er nagte an ihren Nervensträngen.

Ungläubig starrte sie die unheimlichen Mönche an. Es war so still in der Kneipe, daß man eine Stecknadel zu Boden fallen gehört hätte. Lucy McMurray stand wie aus Stein gehauen neben Patty und wagte sich nicht zu rühren. Sie getraute sich kaum richtig zu atmen.

Fred Glover und Walter Stride hatten ein ähnliches Problem. Für gewöhnlich waren sie nicht zimperlich. Wenn es Ärger mit einem Freier gab, langten sie tüchtig zu. Aber das waren Menschen, keine Monster. Wie verhielt man sich solchen Ungeheuern gegenüber, die die Hölle ausgespien hatte? Darin hatten die Zuhälter keine Erfahrung.

Hayes' Blut tropfte immer noch auf den Boden. Jetzt spürte er allmählich den Schmerz, ein unangenehmes Brennen.

Der Wirt und die übrigen Gäste hätten sich am liebsten unter den Dielenbrettern verkrochen. Keiner hatte den Mut, etwas gegen die Satansmönche zu unternehmen.

Allen war klar: Derjenige, der die Mönche angriff, war ein Selbstmörder. Sie hingen alle zu sehr an ihrem Leben, um es auf diese sinnlose Weise wegzuwerfen.

Roy Woolsey atmete aus. Sein Zorn verrauchte, und er begriff, daß er dem unverhofften Erscheinen der Mönche dankbar sein mußte, denn sie hatten ihn vor einer Dummheit bewahrt. Er hätte in seiner Rage Timothy Hayes beinahe erstochen. Mord. Flucht vor der Polizei. Verstecken in Rattenlöchern. Lebenslange Haft. Alles das hatten ihm die Teufelsmönche erspart.

Seine Messerhand senkte sich.

Er fragte sich, weswegen die Mönche die Kneipe überfielen.

Wollten sie wieder mal ein Opfer verschleppen? Genügte es ihnen nicht mehr, in ihrer verfluchten Kapelle darauf zu warten, bis ein Mensch sich zu nahe heranwagte?

»Zurück!« knurrte einer der Teufelsmönche. Seine Stimme klang hart und spröde.

Einer der Gäste reagierte nicht schnell genug. Er erhielt einen derben Stoß, der ihn zu Boden warf. Der Mann kroch verstört von den Mönchen weg.

»An die Wand!« kommandierte der Wortführer der Mönche. Es ging ihm nicht schnell genug. Er setzte seine Peitsche ein. Sie klatschte gegen Beine, Arme und in ein Gesicht.

Wie aufgefädelt standen die Menschen Augenblicke später dort, wo die Mönche sie haben wollten.

Der Anführer der schaurigen Gestalten begab sich zu dem Tisch, an dem Glover, Woolsey, Hayes und Stride gesessen hatten. Seine knorrige Hand raffte die Banknoten zusammen, die darauf lagen.

Timothy Hayes unterschätzte die Gefahr abermals. Er hatte aus seinem ersten Fehler nichts gelernt.

»Ihr verdammten Gespenster!« schrie er wütend. »Laßt das Geld liegen! Was fällt euch ein, euch an unserem Zaster zu vergreifen?«

»Still!« sagte Stride gepreßt.

»Halt's Maul, Timothy!« zischte Woolsey warnend.

»Die bringen dich glatt um«, raunte ihm Glover zu.

Aber Hayes fehlte der Überblick. Er sah nur, daß sich die Mönche das Geld unter den Nagel reißen wollten, und er war nicht gewillt, dies geschehen zu lassen.

Der Teufelsmönch, der die Scheine zusammengerafft hatte, ließ sie in seiner raschelnden Kutte verschwinden.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe, du gottverfluchter Bastard?« preßte Hayes haßerfüllt hervor.

Die andern hielten den Atem an. Timothy Hayes mußte den Verstand verloren haben. Obwohl Patty Febbey ihn nicht gerade liebte, bangte sie in diesem Augenblick doch um sein Leben. Sie hätte nichts gegen eine Trennung einzuwenden gehabt, wäre Timothy Hayes lieber heute als morgen losgeworden. Aber nicht auf eine solche Weise.

Der schwer betrunkene Zuhälter trat einen Schritt vor.

Der Teufelsmönch starrte ihn durchdringend an.

»Rück die Moneten wieder raus!« herrschte Hayes den Unheimlichen an.

»Hol dir das Geld, wenn du es haben möchtest«, erwiderte der Teufelsmönch höhnisch.

»Du denkst wohl, ich fürchte mich vor dir, du lächerliche Spukfigur!«

»Komm her zu mir, wenn du dich traust.«

Hayes überlegte keine Sekunde. Er nahm die Herausforderung an. Der Wodka trieb ihn dem Schrecklichen entgegen.

»Dir werde ich's zeigen!« blaffte er und wuchtete sich vorwärts.

Der Teufelsmönch reagierte blitzschnell. Seine Peitsche holte aus und traf Hayes in die Mitte der Stirn. Der Zuhälter stöhnte auf. Ihm war, als hätte ihn jemand mit einem Vorschlaghammer gegen den Kopf gehauen. Ein dunkelroter Fleck bildete sich da, wo die Höllenpeitsche getroffen hatte.

Hayes fiel auf die Knie.

Ein zweiter Schlag schleuderte ihn zur Seite. Aber er blieb nicht liegen, sondern sprang sofort wieder auf. Den Schmerz im verletzten Arm vergessend, stürzte er sich auf den Teufelsmönch.

Er hieb dem Unheimlichen seine Fäuste ins abstoßende Gesicht.

Der Mönch wich zurück. Hayes dachte, das Schreckenswesen wäre seinem vehementen Angriff nicht gewachsen.

Er warf seine ganze Wut in die Waagschale, riskierte viel zuviel – und verlor. Ein fürchterlicher Peitschenhieb zwang ihn erneut auf die Knie, und dann nahm der Mönch für einen tödlichen Schlag Maß.

Die schwarze Höllenpeitsche zischte durch die Luft, traf den Hals des Betrunkenen, ringelte sich blitzschnell um diesen und schnürte die Kehle ab.

Timothy Hayes quollen die Augen aus den Höhlen. In diesem schrecklichen Moment begriff er, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Von einer Sekunde zur andern war er nüchtern. Der Rausch war verflogen. Er begriff, daß er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, die Peitsche von seinem Hals herunterzukriegen.

Verzweifelt kämpfte er ums nackte Überleben.

Er war zu schwach.

Er wollte um Hilfe brüllen, doch kein Laut kam über seine bebenden Lippen. Ein immer lauter werdendes Brausen erfüllte seinen Kopf. Er wußte, daß das Ende nahe war, wollte es aber nicht wahrhaben.

Seine Hände zitterten durch die Luft. Eine hilflose Geste.

Die Kräfte verließen ihn, seine Gesicht verzerrte sich, die Zunge hing ihm aus dem Mund. Er hatte das Ende vor Augen.

Als er zusammensackte, stieß Patty Febbey einen gellenden Schrei aus. Doch auch damit war Timothy Hayes nicht mehr zu retten.

***

Der Schrei kam von der Kneipe. Roxane und ich wechselten einen hastigen Blick. Die Teufelsmächte schienen sich nicht weit von ihrer verfluchten Kapelle entfernt zu haben.

Wir stürmten los. Ich warf die magische Streitaxt in den Kofferraum meines Peugeot, das war fast kein Aufenthalt. Dann hetzten wir weiter, wurden von einer Wasserwelle auf die Kneipe zugetragen. Am Himmel setzte ein dröhnender Trommelwirbel ein, als wollte er lautstark verkünden: Jetzt wird's spannend!

Roxane und ich erreichten die Kneipe.

Ladies first – das hatte hier keine Gültigkeit. Ich ließ der Hexe aus dem Jenseits nicht den Vortritt. Es widerstrebte mir, mich hinter einem Mädchen zu verstecken. Gleichheit der Geschlechter, ja. Aber wir Männer sollten in manchen Belangen doch ein wenig gleicher sein. Beim Kampf zum Beispiel, beim bedingungslosen Einsetzen des Lebens!

Mein Herz hämmerte hoch oben im Hals.

Daß wir die Spur der Teufelsmönche so schnell wiederfinden würden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Dieses Geschenk des Schicksals mußten wir nützen. Ich federte als erster in die Kneipe, riß einen Regenschleier mit mir hinein. Männer und Frauen standen wie Zinnsoldaten in einer Reihe.

Nur einer nicht.

Der war tot!

So gestorben, wie ich in der verfluchten Kapelle mein Leben hätte verlieren sollen. Sofort meldete sich in meinem Hals wieder das schmerzhafte Brennen. Mir war es gelungen, mich von der todbringenden Peitsche zu befreien. Dieser Mann hatte es nicht geschafft.

Ihm hatte die Höllenpeitsche das Leben genommen.

Dafür wollte ich den Horror-Killer bestrafen.

Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter und war entschlossen, einen Mönch nach dem andern abzuschießen.

Fünf geweihte Silberkugeln befanden sich in der Trommel. Wenn ich zuverlässig zielte, mußte ich damit fünf Satansmönche niederstrecken können.

Dachte ich.

Doch die Teufelsmönche stammten zwar aus der Vergangenheit, waren aber nicht von gestern. Sie wußten, wie sie meinen Eifer wie eine Seifenblase zerplatzen lassen konnten. Damit würden sie gleichzeitig auch Roxane zur Untätigkeit verdammen.

Blitzschnell handelten die unheimlichen Kuttenträger.

Ehe wir es verhindern konnten, packten sie ein Mädchen. Es war Patty Febbey, wie sich später herausstellte. Sie schrie. Ihre Stimme kam mir bekannt vor. Sie mußte vorhin schon mal geschrien haben.

Ein eingetrockneter, mumifizierter Arm legte sich quer auf Pattys Kehle. Mir war klar, daß das Mädchen sterben würde, wenn ich den Finger krümmte. Vielleicht hätte ich einen oder zwei Mönche von den Beinen holen können, aber dann wäre Patty Febbey nicht mehr zu retten gewesen.

Auch Roxane erkannte zum Glück rechtzeitig, daß sich die Teufelsmönche einen Trumpf verschafft hatten, den wir im Augenblick nicht überstechen konnten. Sie griff nicht ein. Ich ließ den Colt sinken.

»Laßt das Mädchen los!« verlangte ich.

Der Anführer der Mönche lachte teuflisch. »Wer bist du, daß du denkst, uns Befehle erteilen zu können?«

»Ballard. Tony Ballard.«

»Du bist sehr mutig, Tony Ballard.«

»Ich habe Erfahrung im Umgang mit Horror-Wesen. Laßt die Finger von dem Mädchen, und ich zeige euch, was ich im Laufe der Jahre alles gelernt habe.«

Die Teufelsmönche ließen sich nicht herausfordern. »Wir sind an einer solchen Demonstration nicht interessiert.«

Mir fiel auf, daß die Kutte eines Mönchs an der Schulter wie von Säure zerfressen war. Spuren von Weihwasser aus meiner Pistole.

Schade, daß dem Kerl die Ladung nicht ins widerliche Gesicht geklatscht war. Sie hätte ihn bestimmt zerstört.

Die Mönche rückten ab.

Mit ihrer bleichen, zitternden Geisel zogen sie sich zur Hintertür zurück. Niemand wagte sich ihnen in den Weg zu stellen.

»Wenn uns jemand folgt, muß dieses Mädchen sterben!« sagten die Mönche.

»Was geschieht mit ihr, wenn wir euch in Frieden lassen?« wollte ich wissen.

»Sei nicht so neugierig, Tony Ballard!«

»Was ihr einmal in euren Klauen habt, gebt ihr nicht mehr her.«

»Bist du sicher?«

»War es nicht immer so?«

»Vielleicht hat das Mädchen noch eine Chance, Tony Ballard. Wenn du dich nicht an unsere Anweisungen hältst, machst du sie zunichte.«

Einer der Teufelsmönche stieß die Hintertür auf. Die sieben Horror-Gestalten setzten sich mit ihrer Geisel langsam ab. Patty Febbey glaubte, mit ihrem Leben abschließen zu müssen.

Aber Roxane und ich dachten nicht daran, das Mädchen seinem Schicksal zu überlassen. Die Mönche schoben sich durch einen schmalen Gang. In der Kneipe schienen Wachsfiguren zu stehen.

Keiner der Anwesenden rührte sich. Die Satansmönche erreichten eine zweite Tür.

Als sie sie öffneten, begrüßte sie ein brüllender Donner. Die

schwarzen Wesen tauchten in der Sintflut unter. Denselben Weg einzuschlagen, hatte wenig Sinn. Wir wären bemerkt worden, und Patty Febbey hätte es zu büßen gehabt.

Entkommen lassen wollten wir die Teufelsmönche jedoch nicht, deshalb machten Roxane und ich blitzschnell auf den Hacken kehrt und rannten aus der Kneipe, in der sich die Wachsfiguren nacheinander zu regen begannen.

Wir kamen überein, daß Roxane links um den Block herumrennen sollte, während ich die andere Richtung einschlug. Hastig trennten wir uns. Trotz des Regenschutzes hatte ich das Gefühl, ich wäre naß bis auf die Knochen. Kälte ließ mich frösteln. Sie verflüchtigte sich jedoch, nachdem ich laufend hundert Meter zurückgelegt hatte.

An der Ecke blieb ich stehen, peilte vorsichtig die Lage, bevor ich weitereilte.

Patty Febbey sollte nicht durch meine Schuld zu Schaden kommen.

Die nächste Ecke. Dasselbe Spiel.

Von den Mönchen keine Spur.

War es ihnen gelungen, uns abzuhängen? Dieser Gedanke gefiel mir ganz und gar nicht. Dicht an der Hausfassade rannte ich weiter.

Eine Haustürnische.

»Pst!« machte es in der Dunkelheit.

Es war Roxane. Ich trat keuchend auf sie zu. »Weißt du, wo sie sind?«

»Ich habe sie in das Haus dort drüben verschwinden sehen«, antwortete die Hexe aus dem Jenseits.

Mit einem Blick erkannte ich, daß das betreffende Gebäude nicht mehr bewohnt wurde. Im Erdgeschoß waren sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen. Die Eingangstür hing schief, ließ sich nicht mehr schließen. Eine Tafel hing daneben: BETRETEN VERBOTEN!

EINSTURZGEFAHR!

Dort drinnen befanden sich die Teufelsmönche also.

Patty Febbey sollte keine Minute länger als nötig in der Gewalt dieser Schreckensgestalten bleiben. Wir mußten den Teufelsmönchen ihre Geisel abjagen. Ein gefährliches Unterfangen. Nicht der kleinste Schnitzer durfte uns passieren.

»Wie gehen wir vor?« fragte Roxane.

»Das Haus hat zwei Stockwerke und einen Keller«, gab ich zurück. »Wir wissen nicht, wo sich die Mönche aufhalten.«

»Vielleicht sollten wir uns noch mal trennen.«

»Okay. Aber keine Experimente, Roxane. Und gehe kein zu großes Risiko ein, verstanden? Wenn dir etwas zustößt, dreht mir Mr. Silver den Hals um.«

Wir huschten in verschiedenen Richtungen davon. Das Grau des

Regens schluckte Roxane schon nach wenigen Schritten. Sie überquerte die Straße. Ich erst später. Kurz darauf fand ich eine Seitentür. Geschlossen. Abgesperrt. Kein Problem für mich. Ich half mir mit meinem Dietrich. Das Schloß klackte. Die Tür ließ sich öffnen.

Ich holte meine Kugelschreiberlampe heraus und knipste sie an.

Vor mir lag ein schäbiger Gang. Staub auf dem Boden. Die Terrazzoplatten wackelten. Verputz fehlte zum Teil an den Wänden, morsche Ziegel waren zu sehen, Drähte hingen von der Decke herab.

Der Hinweis, daß hier drinnen Einsturzgefahr herrschte, schien nicht falsch zu sein.

Wasser tropfte von meinem Gummimantel und aus meinen Kleidern. Kleine Bäche flossen in meine Gummistiefel. Ich tastete mich langsam vorwärts. Nur keine falsche Eile. Das hätte ins Auge gehen können.

Drei Stufen.

Ich stieg sie hinauf. Der Gang setzte sich fort, knickte nach links, ich gelangte an eine Flügeltür, deren obere Hälfte verglast war, und – o Wunder – dieses Glas war noch nicht kaputt.

Ich drückte einen Flügel zur Seite. Die Scharniere ächzten, aber nur ganz leise. Ich ließ den Flügel nicht schwingen, sondern führte ihn behutsam in seine Ruhestellung zurück.

Ich blieb kurz stehen, um mich zu orientieren.

Kein Laut drang an mein Ohr. Ich schien mich mutterseelenallein in diesem abgewohnten Haus zu befinden.

Doch der Schein trog.

Sie waren da.

Ich spürte ihre gefährliche Nähe und hoffte, mit ihnen fertigwerden zu können, ohne daß Patty Febbey dabei draufzahlte.

***

Die sieben Teufelsmönche stießen ihre Geisel durch den Regen.

Namenlose Angst peinigte das Mädchen. Das Haar der blonden Perücke war unansehnlich geworden, die schönen Locken hatten sich aufgelöst. Pattys Herz hämmerte aufgeregt gegen die Rippen.

Niemand hatte ihr geholfen. Keiner hatte den Versuch unternommen, ihr beizustehen. Timothy lebte nicht mehr, und sie glaubte zu wissen, daß ihr dasselbe Schicksal bevorstand. Die Satansmönche würden erst von ihr ablassen, wenn sie tot war. Grauenvolle Dinge würden diese Ungeheuer mit ihr anstellen. Schreckliche Geschichten waren über sie um Umlauf. Noch nie war Patty der unheimlichen Kapelle zu nahe gekommen. Sie hatte gehofft, niemals einem solchen Teufelsmönch zu begegnen – und nun befand sie sich in deren Gewalt…

Tränen quollen aus ihren Augen und vermengten sich mit den Regentropfen, die ihr ins Gesicht prasselten.

»Schneller!« befahl einer der Mönche. »Geh schneller!«

»Bitte!« flüsterte Patty Febbey in das Rauschen des Regens hinein. »Bitte laßt mich laufen!«

»Nein!« lautete die eiskalte Antwort.

»Was habe ich euch denn getan?«

»Nichts.«

»Warum habt ihr dann ausgerechnet mich…?«

»Du warst gerade in Reichweite. Dein Pech.«

Die Mönche stießen das Mädchen über die Straße, auf die offene Tür des Abbruchhauses zu. Patty stolperte in das Gebäude hinein.

Hier drinnen wird sich dein Schicksal erfüllen! dachte sie verzweifelt. Aber sie wollte nicht sterben. Obwohl ihr das Leben fast ausschließlich Schattenseiten geboten hatte, hatte sie Angst vor dem Tod. Sie hatte Timothy Hayes sterben sehen, und es war schrecklich für sie gewesen. Zu wissen, daß sie ein ebensolches Ende finden sollte, machte sie halb wahnsinnig.

Keiner der Mönche hielt sie mehr fest.

Sollte sie es wagen?

Vielleicht war es die einzige Chance, die sie noch hatte.

Ihr Herz pumpte so aufgeregt, daß ihr schwindelig wurde. Sie wollte sich zur Ruhe zwingen; es gelang ihr kaum, obwohl ihr klar war, daß ein kühler Kopf die Aussichten auf einen Erfolg erheblich erhöht hätte.

Patty hatte nicht die Kraft, auf den günstigsten Moment zu warten.

Es mußte sofort geschehen.

Oder gar nicht.

Also: sofort.

Sie überlegte nicht, sondern stürmte einfach vorwärts. Ein Blitz warf geisterhafte Schatten an die Wände, zeigte dem Mädchen einen Weg. Wie von Furien gehetzt rannte Patty Febbey.

Weg! Weg! Nur weg! Raus aus diesem unbewohnten Haus! Hinaus auf die Straße, wo vielleicht Hilfe war.

Einer der Mönche holte mit der Peitsche aus. Das schwarze Leder zuckte hinter dem Mädchen her. Klatsch! Die Höllenpeitsche wickelte sich um Patty Febbeys Fußgelenk. Ein brutaler Ruck. Das Mädchen stieß einen heiseren Schrei aus, verlor das Gleichgewicht, griff haltsuchend in die Luft und schlug hart auf den Terrazzoplatten auf.

Eine erschütternde Klarheit ließ sie in diesem Augenblick erkennen, daß es für sie kein Entrinnen mehr gab.

***

Roxane huschte die letzten Meter durch den Regen. Sekunden später befand sie sich in dem alten Gebäude, das ein Schandfleck in dieser Straße war. Die Abbruchkugel würde wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn das Gebäude bereits weggeräumt gewesen wäre, hätten es die Teufelsmönche nicht mehr als Versteck benutzen

können. Schade, daß man nicht schon längst darangegangen war, das Haus zu entfernen.

Die Hexe aus dem Jenseits trat ein.

Sie vibrierte innerlich.

Nasse Spuren auf dem Boden. Ihnen folgte die weiße Hexe. Sie paßte dabei höllisch auf, um von den Mönchen nicht überrumpelt zu werden. Eine Geisel in den Händen der schwarzen Wesen war schon genug.

Roxane pirschte sich Schritt um Schritt vorwärts. Ab und zu bückte sie sich, um die feuchten Spuren besser erkennen zu können.

Sie erreichte die Stelle, wo Patty Febbey gestürzt war. Deutlich waren die Abdrücke nasser Hände auf dem Boden zu erkennen.

Gemurmel!

Die Mönche!

Schluchzen… Das war das verzweifelte Mädchen. Roxane schlich auf die Geräusche zu, erreichte eine Treppe, die nach unten führte. Im Keller befanden sich die Teufelsmönche mit ihrer Geisel also.

Die Hexe aus dem Jenseits setzte ihren Fuß auf die erste Stufe.

Ihre Finger umschlossen den glatten hölzernen Handlauf. Zweite Stufe. Roxane überlegte, ob sie auf Tony Ballard warten sollte, blieb dann aber nicht stehen, sondern glitt die Treppe weiter hinunter.

Plötzlich ein kaum wahrnehmbares Geräusch hinter ihr.

Die weiße Hexe kreiselte wie von der Natter gebissen herum und riß zur Abwehr die Hände hoch…

***

Ich hatte das leise Geräusch verursacht, und ich wäre beinahe Roxanes tödlichen Abwehrblitzen zum Opfer gefallen. Mir stockte schon der Atem. Da ließ die Hexe aus dem Jenseits die Hände sinken. Sie hatte mich erkannt. Ich stieß die Luft erleichtert aus. Einen dümmeren Tod, als einem Irrtum zum Opfer zu fallen, konnte ich mir nicht vorstellen.

»Sie sind im Keller!« raunte mir Roxane zu.

Ich nickte. Die Stimmen der Mönche waren undeutlich zu hören, und das Schluchzen des unglücklichen Mädchens stach mir jedesmal wie eine glühende Nadel in die Haut. Ich wollte hören, was die Teufelsmönche zu besprechen hatten, tastete mich an Roxane vorbei. Sie folgte mir.

Die Treppe krümmte sich nach links.

Das Licht eines Blitzes stach durch mehrere Kellerfenster. Ich sah Patty und die Teufelsmönche. Das Mädchen saß auf dem Boden.

Die schwarzen Wesen umringten sie.

»Seht nur, Brüder, wie sie zittert«, sagte einer der Mönche höhnisch. »Sie hat Angst vor uns. Berechtigte Angst, wie sie weiß. Wie ist dein

Name?«

»Patty Febbey.« Es klang zaghaft, hoffnungslos.

»Zuerst warst du nur unsere Geisel, Patty Febbey. Nun bist du mehr. Wir werden dich der Hölle opfern. Wie gefällt dir das?«

»Warum laßt ihr mir nicht mein Leben?«

»Ist es dir denn so viel wert?«

»Ja. Was habe ich denn sonst noch, außer meinem Leben?«

»Asmodis freut sich schon auf deine Seele. Wir wollen ihn nicht enttäuschen.«

»Ihr gottverfluchten, herzlosen Teufel!« schrie Patty verzweifelt.

»Der Mann, der in der Kneipe starb, war das dein Freund?«

»Er… er war mein Lebensgefährte … Timothy Hayes.«

»Er wird wieder dein Gefährte sein. Drüben, im Jenseits. Noch in dieser Nacht sollt ihr wieder vereint sein. Doch zuvor haben wir noch etwas anderes zu erledigen. Wir werden uns dir uneingeschränkt widmen, sobald wir das hinter uns gebracht haben.« Was der Teufelsmönch weiter sagte, galt nicht mehr Patty Febbey. Er sprach zu seinen Brüdern: »Logan Temple ist unser Herr. Er hat uns aufgetragen, Geld, Gold und Juwelen für ihn zu beschaffen. Es wird nicht schwierig sein, ihn zufriedenzustellen. Wie ihr wißt, gibt es in dieser Straße einen Juwelier. Raoul Kellerman ist sein Name. Wir werden ihn aufsuchen und seinen gesamten Besitz an uns bringen. Zwei von euch müssen hierbleiben und auf das Mädchen aufpassen. Wer wird das übernehmen?«

Zwei Mönche meldeten sich.

Ihr Wortführer trat einen Schritt vor. Er blickte auf das weinende Mädchen hinunter. Ihre Tränen berührten ihn nicht.

»Bereite dich inzwischen aufs Sterben vor. Wir kommen bald wieder.«

Patty Febbey schluchzte verzweifelt auf und weinte in ihre Hände. Fünf Mönche wandten sich um, um den Keller zu verlassen.

Roxane und ich zogen uns hastig zurück. Schleifende Schritte auf der Treppe. Wir preßten uns in eine Mauernische. Die Teufelsmönche bemerkten uns nicht. Sie schickten sich an, das Abbruchhaus zu verlassen.

Uns war bekannt, was sie vorhatten, und wir wußten auch, wer sie zu diesem Tun angestiftet hatte: Ein Mann namens Logan Temple.

Die Teufelsmönche sollten ihm Geld, Gold und Juwelen verschaffen. Es gibt viele Möglichkeiten, reich zu werden. Diese war die verwerflichste.

Logan Temple war in der Lage, die Satansmönche zu befehligen.

Sie gehorchten ihm. Das bedeutete für mich, daß er mächtiger war als die schwarzen Wesen. War er ein normaler Mensch? Oder steckte mehr in ihm? Ich nahm mir vor, mir den Knaben so bald wie möglich

aus der Nähe anzusehen.

Im Moment war dafür keine Zeit, denn die Teufelsmönche hatten es auf Raoul Kellerman abgesehen, und hinterher wollten sie Patty Febbey dem Fürsten der Finsternis opfern.

Beides wollten Roxane und ich nicht zulassen.

Die Teufelsmönche lösten sich draußen im Regen scheinbar auf.

»Hör zu!« sagte ich hastig zu Roxane. »Du bleibst hier!«

»Glaubst du, daß das nötig ist?« fragte die Hexe aus dem Jenseits. »Vorläufig hat Patty Febbey nichts zu befürchten. Für sie wird es erst kritisch, wenn die Teufelsmönche wieder vollzählig sind.«

Ich kräuselte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Man weiß nie, was diesen Brüdern einfällt. Sie sind unberechenbar. Ein grausamer Mordtrieb steckt in ihnen. Wenn die beiden dort unten diesen Trieb nicht bis zur Rückkehr der anderen unterdrücken können, ist Patty erledigt. Deshalb wirst du ein Auge auf sie haben. Aber greif die Mönche nur an, wenn es unbedingt sein muß. Ansonsten wartest du, bis ich wieder bei dir bin, und dann packen wir sie gemeinsam.«

»In Ordnung, Tony.«

»Kann ich mich auf dich verlassen?«

»Selbstverständlich.«

»Dann sehe ich jetzt mal, was ich für Raoul Kellerman tun kann.«

***

George Gabby kam aus dem Boxring. Ein Schwergewicht mit ungeheurer Rohkraft. Er hatte alles zertrümmert, was man ihm vor die Fäuste stellte, und man sagte ihm eine großartige Karriere voraus.

Die Gegner machten ihm das Siegen zu leicht. Er fing an, sie nicht mehr ernst zu nehmen, und er sah nicht ein, warum er sich so hart auf seine Kämpfe vorbereiten sollte, wenn er die Kontrahenten auch so mit seinen Fäusten mühelos niederknüppeln konnte.

Er trainierte nur noch, wenn es ihm Spaß machte, und das war reichlich selten der Fall. Er sprach dem Alkohol tüchtig zu und hatte stets ein anderes Mädchen im Schlepptau.

Als es sein Manager wagte, ihm zu sagen, daß sich dieser Lebenswandel schon bald rächen würde, brach er ihm mit einem Faustschlag den Kiefer. Es tat ihm hinterher nicht leid. Er suchte sich einen anderen Manager, bei dem er machen konnte, was er wollte, und schon der nächste Fight brachte ihn hart an den Rand des Abgrunds. Zweimal rettete ihn nur noch der Gong vor der Katastrophe. Anstatt sich das zu Herzen zu nehmen, setzte Gabby seinen unverantwortlichen Lebenswandel fort, und alle sahen seine schmachvolle Niederlage schon voraus, nur er nicht.

Nach einer durchzechten und durchliebten Nacht stieg er wieder in den Ring und bezog von einem viel schwächeren Gegner so schwere

Prügel, daß er nach dem Kampf zwei Wochen in ein Sanatorium mußte.

Körperlich erholte er sich von dieser Niederlage zwar wieder, aber seelisch nicht. Innerlich blieb er ein Wrack. Er versuchte mit mehr Alkohol und Kokain aus der Krise zu kommen. Die Mädchen an seiner Seite wechselten noch schneller. Das alles riß ihn aber nur noch mehr nach unten.

Bald war er nur noch Prügelknabe für zweitklassige Boxer.

Schulden, Gerichtsverfahren, Gefängnis – das waren seine Stationen.

Und im Knast lernte er Jeremy Church kennen, einen Gangsterboß, für den er heute arbeitete. Gab es einen Typ, der nicht nach Churchs Pfeife tanzen wollte, dann marschierte George Gabby los.

Renitente Burschen und säumige Zahler wurden von Gabby weichgeklopft. Dafür reichte seine Kraft immer noch. Otto Normalverbraucher mußte immer noch vor seinen Fäusten zittern.

Gabby saß verdrossen auf dem Beifahrersitz und rümpfte die gebrochene Nase. »Keinen Hund jagt man bei diesem Wetter auf die Straße«, brummte er. »Es ist auch weit und breit kein Mensch zu sehen. Nur wir sind so verrückt…«

»Trag's mit Fassung, George«, sagte der Fahrer und grinste. Sein Name war Trevor Bloom. Er war um einen Kopf kleiner als Gabby, hatte abstehende Ohren und Schneidezähne, die neugierig unter der Oberlippe hervorlugten. »Wenn der Boß einen um einen Gefallen bittet, kann man schwer ablehnen.«

Gabby zog die buschigen Brauen zusammen. »Ich verstehe Jeremy ehrlich gesagt nicht. Er ist doch sonst ein so kalter, vernunftbetonter Mensch, aber wenn es um Jane Jingle geht, hakt bei ihm der Verstand aus. Ich bin weiß Gott hinter vielen Weiberröcken hergewesen, aber in keine einzige Puppe habe ich mich so sehr verknallt, daß ich das Gefühl hatte, ohne sie nicht leben zu können.«

»So schlimm wird's bei Jeremy auch nicht sein«, sagte Bloom.

»Warum will er dann, daß wir ihm Jane um jeden Preis zurückholen?«

Trevor Bloom zuckte mit den Schultern. »Verletzte Eitelkeit, nehme ich an. Der Boß möchte nicht, daß jemand über ihn lacht. Er betrachtet Jane als sein Eigentum. Das darf ihm keiner wegnehmen. Und wenn es doch einer tut, dann kriegt er eben was auf den Rüssel.«

»Raoul Kellerman kann ja auch nicht alle Tassen im Schrank haben. Wie kann er sich ausgerechnet in die Freundin eines Gangsterbosses vergaffen?«

Bloom grinste. »Tja, das ist eben Liebe. Kellerman war lange Zeit ein einsamer Mann. Er besitzt eine Menge Geld. So etwas imponiert Jane natürlich. Er hat unbestritten bessere Manieren als Jeremy Church, verprügelt sie nicht, sondern trägt sie auf Händen. Ist doch klar, daß

sie lieber mit ihm als mit unserem Boß zusammen ist.«

»Sie kennt Jeremy aber doch, weiß, daß er sie nicht aufgibt. Wie stellt sie sich die Zukunft vor?«

»Jane hat doch nichts im Kopf. Sie ist nur hübsch und verdammt sexy. Ihr Horizont hört mit dem Bettrand auf. Das Bett ist ihr Reich. Darin macht ihr niemand was vor, da kennt sie sich aus. Aber darüber hinaus…« Bloom machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Fahr langsamer«, sagte George Gabby. »Wir sind gleich da. Im Grunde genommen haben wir es Kellerman zu verdanken, daß wir uns in diesem Regen unseren Anzug versauen. Ich werde die Abreibung, die er kriegt, deshalb besonders hart ausfallen lassen. An irgend jemandem muß ich meinen Ärger ja schließlich loswerden.«

***

Er hatte sie in Jeremy Churchs Nightclub kennengelernt und sofort Feuer gefangen. Raoul Kellerman war vierzig. Zweimal war er verheiratet gewesen. Die erste Frau hatte er auf der Hochzeitsreise bei einem Autounfall verloren. Er hatte sich damals selbst das Leben nehmen wollen. Freunde hatten es verhindert. Die zweite Frau war ihm nach zehnjähriger Ehe davongelaufen. Sie hatte sich verbessert. Ihr neuer Mann war Reeder. Doppelt so alt wie sie, aber steinreich. Als die Ehe geschieden wurde, war Kellerman dreißig.

In den vergangenen zehn Jahren hatte er fast nur fürs Geschäft gelebt. Es hatte zwar ab und zu eine Frau in seinem Leben gegeben, aber es hatte sich in allen Fällen um bedeutungslose Affären gehandelt. Nichts war haftengeblieben. Manchmal nicht einmal ein Name.

Zehn einsame Jahre. Nebenan ein leeres Bett. Instant-Frühstück.

Essen im Restaurant. Oberflächliche Bekanntschaften…

Und dann plötzlich Jane Jingle. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte die brünette Schönheit ihn getroffen. Er war nach einem Geschäftsessen in den Nightclub hineingeschneit, hatte einiges getrunken gehabt und sehnte sich nach Zärtlichkeit, nach einer innigen Umarmung.

Es war ein Abend, wie er sich nicht besser hätte entwickeln können.

Als Jane ihn sah, brannte noch Jeremy Churchs Ohrfeige auf ihrer Wange. Sie war wütend auf den brutalen Gangsterboß, der sie wegen jeder lächerlichen Kleinigkeit ohrfeigte, und sie wollte sich revanchieren.

Raoul Kellerman kam ihr gerade recht. Er sah nicht schlecht aus.

Jane ließ sich von ihm zu einem Drink einladen, und sie hatte später nichts dagegen, daß Kellerman sie nach Hause brachte.

Selbstverständlich wurde dem Boß das sofort brühwarm berichtet.

Jeremy Church verprügelte Jane Tags darauf, und er holte erste

Erkundigungen über Raoul Kellerman ein.

Seriöser Geschäftsmann, ledig, reich… Dinge, die Jane Jingle imponierten. Der Gangsterboß konnte mit sauberem Geld nicht konkurrieren. Seine Scheine kamen aus der Gosse. Da er nicht bereit war, dem Juwelier seine Freundin zu überlassen, rief er ihn an und warnte ihn.

Die Warnung glich einer gefährlichen Drohung, die Kellerman jedoch nicht ernst nahm.

Es hatte sich zwischen Jane und ihm etwas angebahnt, das Jeremy Church nicht so einfach wieder trennen konnte.

Die »Warnungen« wurden immer massiver.

Doch Jane Jingle kehrte nicht zu Jeremy Church zurück. Sie arbeitete nicht mehr für ihn, sie gab die Wohnung auf, die er ihr zur Verfügung gestellt hatte, schickte ihm seinen Wagen zurück, zog bei Kellerman ein.

Daß das nicht gutgehen konnte, lag auf der Hand.

Jeremy Church wollte nicht zum Gespött werden. Er stellte Kellerman ein Ultimatum: »Entweder Sie schicken Jane zu mir zurück, oder Ihnen passiert was!«

»Mit diesen Gangstermethoden kommen Sie bei uns nicht an«, erwiderte der Juwelier furchtlos.

»Sonntag mittag will ich sie wiederhaben!« brüllte Church und knallte den Hörer in die Gabel.

Jane kam nicht.

Church verlängerte das Ultimatum insgesamt dreimal, dann hatte er den Kanal voll. Ein letztesmal rief er Kellerman an.

»Sie sind verrückt!« schrie er. Seine Stimme überschlug sich. »Ich hatte mit niemandem mehr Geduld als mit Ihnen, das kann Ihnen Jane bestätigen. Aber Sie trampeln wie ein Elefant auf den Chancen, die ich Ihnen geboten habe, herum.«

»Hören Sie, warum lassen Sie uns nicht endlich in Ruhe?« gab Kellerman ärgerlich zurück.

»Mann, Sie haben etwas, das mir gehört!«

»Jane ist kein Gegenstand, sondern ein Mensch, der sich frei entscheiden kann. Sie hat sich für mich entschieden. Sie müssen sich damit abfinden.«

»O nein, das werde ich nicht! Kein Mensch hat mir jemals ungestraft etwas weggenommen, Kellerman! Ich wäre heute nicht da, wo ich bin, wenn ich nicht stets gut auf mein Eigentum aufgepaßt und es mit Klauen und Zähnen verteidigt hätte.«

»Sparen Sie sich den Atem, Church, Jane kommt nicht zu Ihnen zurück.«

»Geben Sie sie mir! Ich will mit ihr reden!«

»Sie mag nicht ans Telefon kommen.«

»Was heißt, sie mag nicht!« brüllte Jeremy Church. »Ich verlange…«
»Warum liegt Ihnen so viel daran, Jane unglücklich zu machen, Church? Sie liebt Sie nicht mehr. Was hätten Sie davon, wenn Sie sie zwingen, zu Ihnen zurückzukehren? Sie würde Sie hassen.«
»Das stört mich nicht. Mich hassen so viele Menschen, da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an. Was ich davon hätte, wollen Sie wissen? Das kann ich Ihnen verraten: Ich hätte die Genugtuung, daß Sie mit meinem Mädchen nicht glücklich werden. Ich kriege Jane wieder, und ich werde sie zwingen, mich zu lieben, verlassen Sie sich drauf, Kellerman.«
Der Juwelier atmete tief durch. »Ich warne Sie, Church. Wenn Sie Jane gegen ihren Willen…«
Der Gangsterboß lachte schnarrend. »Mann, jetzt steht die Welt nicht mehr lang. Habe ich richtig gehört? *Sie* warnen *mich*?«
»Allerdings.«
»Mir schlottern die Knie, Bester.«
»Ich hetze Ihnen die Polizei auf den Hals, wenn Sie uns nicht in Ruhe lassen, Church. Bei Gott, das tue ich!«
»Kellerman, Sie haben das Verkehrteste getan, was man tun kann: Sie haben Jeremy Church gedroht. Zuerst bestohlen, dann bedroht! Jetzt ist der Karren total verfahren. Was nun auf Sie zukommt, haben Sie sich selbst zuzuschreiben!«
Das war's gewesen.
Als Kellerman dem Mädchen von dem Gespräch erzählte, wollte sie sofort mit ihm die Stadt verlassen.
Doch Raoul Kellerman schüttelte starrsinnig den Kopf. »Ich laufe vor diesem Unterweltler nicht davon.«
»Bleiben wir weg, bis sein ärgster Zorn verraucht ist«, flehte Jane Jingle.
»Nein, Jane.«
»Du kennst ihn nicht. Du weißt nicht, wie hart er ist.«
»Er ist ein Verbrecher, und er muß endlich einsehen, daß auch ihm Grenzen gesetzt sind, daß er nicht alles haben kann, was er möchte.«
»Sein Argument ist die Gewalt, damit hat er noch jeden überredet.«
»Er wird sich hüten, uns Gewalt anzutun. Ich glaube, er weiß inzwischen so gut über mich Bescheid, um zu begreifen, daß ich ihn ins Gefängnis bringen würde, wenn er sich vergißt. Hab keine Angst, Jane. Er ist ein Hund, der nur bellt, aber nicht beißt.«
»Nein, Raoul, du irrst dich in ihm.«
»Diese Typen sind im Grund genommen doch alle feige. Wenn sie auf harten Widerstand stoßen, suchen sie sich einen anderen Weg.«
»Jeremy Church nicht. Ich kenne ihn besser als du. Glaub mir. Wir müssen die Stadt verlassen.«
Dazu war Raoul Kellerman jedoch nicht zu bewegen. Er glaubte, das

einzig Richtige zu tun, indem er blieb und der Gefahr ins Auge schaute.

Der Abend brach mit seinem Unwetter an. Nichts passierte. Jane zauberte in der Küche ein köstliches Menü.

Hinterher tranken sie Cognac. Ihre Spannung zerfloß im wärmenden Alkohol. Church rief nicht mehr an. Er schickte auch niemanden. Es hatte den Anschein, als habe er endlich aufgegeben.

Kellerman schälte das Mädchen aus seinen Kleidern. Das Schlafzimmer war erfüllt von tiefem Atmen, Rascheln von Stoff, heiser ausgestoßenen Liebesschwüren und einem leisen Ächzen der Matratze. Zwei Körper wurden von einer Woge der Leidenschaft fortgetragen, landeten im Nirgendwo, wo es keine Angst gab, keinen Jeremy Church, keine Gewalt.

Später huschte Jane aus dem Bett, um zu duschen.

Kellerman rauchte eine Zigarette.

Draußen wurde vorsichtig die Wohnungstür geöffnet. Der Juwelier und das Mädchen hatten davon keine Ahnung. Kellermans Laden befand sich im Erdgeschoß, die Wohnung darüber. Eine Wendeltreppe führte in das Geschäft hinunter. Er brauchte nicht das Treppenhaus zu benutzen, wenn er sich an seinen Arbeitsplatz begab. Unten befand sich auch der Safe. Wertvolle Stücke bewahrte er darin auf.

Raoul Kellerman drückte die Zigarette in den Aschenbecher. Er hörte Jane trällern und lächelte. Sie waren beide so glücklich wie schon lange nicht. Das wollten sie sich von Jeremy Church nicht kaputtmachen lassen.

Die Klinke der Schlafzimmertür bewegte sich langsam nach unten.

Und dann wurde die Tür kraftvoll aufgestoßen. Sie schwang zur Seite und knallte gegen die Wand.

Der Knall war jedoch nicht zu hören, denn er ging im Krachen eines gewaltigen Donners unter.

Kellerman zuckte im Bett hoch. Seine Augen weiteten sich. Zwei Gestalten betraten das Schlafzimmer. Trevor Bloom und George Gabby. Bloom hielt eine Walther PPK in der Hand, die auf den Juwelier zielte.

***

»Aufstehen!« kommandierte George Gabby.

Kellerman regte sich nicht. Gabby riß die Decke zur Seite.

Kellerman lag nackt vor ihnen. Gabby verzog verächtlich das Gesicht. »Möchte bloß wissen, was ihr an dir so sehr gefällt, Spargeltarzan.« Er wandte sich an Bloom. »Hat er nicht Knochen wie ein Suppenhuhn?«

»Klar hat er die.«

»Und sonst ist er auch nicht prächtig gebaut.«

»Was wollt ihr? Wie kommt ihr in meine Wohnung?« keuchte

Kellerman.

»Die Tür war offen. Jeremy Church schickt uns. Wir sollen einen schönen Gruß bestellen«, erwiderte Gabby gelassen. »Los, steh endlich auf! Oder möchtest du, daß ich dich im Bett verdresche?«

»Ich zeige euch an, wenn ihr nicht auf der Stelle verschwindet.«

Gabby schaute Bloom an und schüttelte den Kopf. »Er scheint wirklich nicht ganz dicht zu sein. Wir haben natürlich vor, wieder zu gehen, so schön ist es bei dir nämlich nicht. Aber zuvor muß ich dir noch eine Abreibung verpassen. Und anschließend nehmen wir Jane mit.«

»Jane bleibt hier.«

»Du wirst uns nicht daran hindern können, sie mitzunehmen«, sagte Gabby grinsend. »Komm endlich raus aus dem Bett.«

Kellerman stand auf.

»Du schämst dich ein bißchen, was?« spottete Gabby. »Ehrlich gesagt, wenn ich so mickrig aussehen würde wie du, würde ich mich auch schämen.«

Die Badezimmertür öffnete sich. Jane erschien. »Raoul, mit wem redest du de…«

Das letzte Wort blieb ihr im Hals stecken. Trevor Bloom drehte sich. Seine Pistole wies nun auf das Mädchen, das in ein zitronenfarbenes Badetuch gehüllt war.

Jane Jingles Augen weiteten sich entsetzt. Sie hatte gewußt, daß so etwas passieren würde. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis Churchs Schläger hier aufkreuzten. Warum hatte Raoul nur nicht auf sie gehört?

»Du ziehst dich an und kommst mit uns!« kommandierte Trevor Bloom.

Raoul Kellerman konnte es nicht ertragen, daß auf das Mädchen eine Waffe gerichtet war. Wut und Haß auf diese Kriminellen ließen ihn den Kopf verlieren. Er stürzte sich auf Bloom. Sein Tritt schleuderte den Gangster gegen die Wand. Er wollte dem Verbrecher die Pistole aus der Hand reißen, da griff George Gabby, das Schwergewicht, ein.

Der ehemalige Boxer hatte immer noch ein hervorragendes Auge, und seinem Punch war Kellerman nicht gewachsen.

Wie Schmiedehämmer trafen die Fäuste des Schlägers den Juwelier. Kellerman wehrte sich verbissen, doch Gabby war ihm an Kraft und Technik weit überlegen.

Jane Jingle preßte die Fäuste an ihr fahles Gesicht.

Gabby knüppelte den Juwelier hart und mitleidlos nieder.

Zweimal kam Raoul Kellerman wieder auf die Beine. Beim drittenmal hatte er nicht mehr die Kraft, aufzustehen.

George Gabby hörte nicht auf, auf den Mann einzuschlagen.

»Aufhören!« kreischte Jane schrill. »Hör endlich auf! Willst du ihn

erschlagen?«

»Verdammt, ja, das würde mir Spaß machen!« knurrte Gabby.

»Seinetwegen mußten wir bei diesem Sauwetter raus!«

Er versetzte dem Juwelier noch einen Tritt, worauf dieser das Bewußtsein verlor.

Trevor Bloom ging auf das Mädchen zu. Er riß ihr das Handtuch vom Körper. Grinsend sagte er »Eigentlich kann ich verstehen, daß Jeremy dich diesem Kretin hier nicht überlassen möchte. Du bist zu schön für Kellerman.«

Jane holte aus und versetzte Bloom eine schallende Ohrfeige. Es blitzte gefährlich in den Augen des Gangsters.

»Na los, erschieß mich!« zischte das Mädchen. »Es ist mir lieber, als zu Jeremy zurückzukehren! Warum drückst du nicht ab? Hast du Angst, daß Jeremy dann dich umlegen würde? Einen größeren Gefallen könnte er mir nicht tun.«

»Zieh dich an!« sagte Bloom heiser.

»Aber ein bißchen plötzlich«, schnarrte Gabby. »Sonst ziehe ich dich an.«

»Ich wußte immer schon, daß du ein perverses Schwein bist!«

fauchte Jane Jingle haßerfüllt.

George Gabby grinste breit. »Ich lasse mich von dir nicht aus der Reserve locken, Baby, da kannst du dich noch so sehr bemühen.«

Zitternd vor Wut und Abscheu kleidete sich das Mädchen an. Sie hatte gewußt, daß ihr Glück nicht von langer Dauer sein würde, und sie wünschte sich, die Kraft aufzubringen, Jeremy Church zu töten, aber ihr war klar, daß sie aus einem solchen Holz nicht geschnitzt war.

Sobald sie angekleidet war, verließen die Gangster die Wohnung mit ihr. Jane warf einen letzten unglücklichen Blick auf Raoul Kellerman.

Es gab nur noch eines, was sie für ihn tun konnte: Ihn nicht wiedersehen, denn beim nächstenmal würde ihn Jeremy Church umbringen lassen.

***

Der Juwelier fühlte sich elend. Das Grollen eines Donners hatte ihn geweckt. Er öffnete die verschwollenen Augen. Blut klebte auf seiner Zunge. Die Lippen waren aufgesprungen. Er spürte, daß er zwei Zähne verloren hatte. Sein ganzer Körper war eine einzige Quelle des Schmerzes.

Noch nie hatte ihm das Schicksal so übel mitgespielt.

Er wünschte sich, tot zu sein.

Mühsam versuchte er sich aufzurichten. Jede Sehne, jede Muskelfaser schien etwas abgekriegt zu haben. In seinem Magen saß ein dumpfer Schmerz. Er hatte ein glühendes Stechen in der Brust. Jeder Atemzug

war ihm eine Pein.

Er kroch zum Bett, ließ sich darauf fallen, vergrub sein Gesicht in den Kissen. Die Schmerzen waren nicht ganz so schlimm wie das Bewußtsein, Jane verloren zu haben.

Dieser verdammte Schläger hatte etwas in ihm zerbrochen. Sein Mut, sich einem Mann wie Jeremy Church entgegenzustellen, war kaputtgegangen. Er glaubte, nicht mehr die Kraft aufbringen zu können, um Jane zu kämpfen. Jetzt war die Angst da. Die Angst vor dem Stärkeren. Das war ohne Zweifel Jeremy Church.

Du hast Jane verloren… loren … loren … loren … hallte es in seinem brummenden Kopf.

Ächzend faßte er sich an die Schläfen.

Er hatte gedroht, dem Gangsterboß die Polizei auf den Hals zu hetzen, aber würde er das durchstehen? Sobald der erste Polizist bei Church aufkreuzte, würde dieser wieder seine Dampframme schicken. Beim nächsten Besuch würde der Kerl ihn erschlagen. Oder der andere würde ihm eine Kugel in den Kopf schießen. Diese gewissenlosen Halunken waren in der Wahl ihrer Mittel nicht zimperlich.

Die Polizei – eine leere Drohung, dachte Raoul Kellerman. Du wagst es niemals, ihm wirklich Schwierigkeiten zu machen. Du bist froh, daß diese erste Begegnung mit seinen Schlägern vorüber ist.

Ade, Jane. Es wäre so schön mit uns beiden gewesen. Aber unsere Kraft reicht nicht aus, um einen Bastard wie Jeremy Church auf die Dauer zu trotzen…

Kellerman quälte sich hoch.

Das Kissen, auf dem sein Gesicht gelegen hatte, war blutverschmiert.

Er stand auf unsicheren Beinen, schwankte, als wäre er betrunken. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn. Er mußte sich an den Möbeln festhalten, um nicht umzufallen. Es kostete ihn sehr viel Mühe, das Bad zu erreichen. Als er sein Gesicht im Spiegel sah, erschrak er.

Wie ein Monster sah er aus. An seinem Antlitz schien ein Meister der Maske gearbeitet zu haben.

Schön wär's, wenn du das alles jetzt einfach abnehmen und in den Plastikeimer werfen könntest, dachte der Juwelier.

Aber dieses Gesicht war sein eigenes. Da war nichts abzunehmen. Die Blutergüsse und Schwellungen waren nicht geschminkt und aufgeklebt. Die waren alle echt.

Kellerman ließ kaltes Wasser in das Waschbecken laufen. Er hatte eine Menge eingesteckt, hatte nicht gewußt, daß er so hart im Nehmen war.

Sobald das braun marmorierte Becken voll war, steckte er den Kopf hinein. Das kalte Wasser legte sich sanft auf seine Schwellungen, kühlte sie, verschaffte ihm Linderung. Das Brennen verschwand aus seinem Gesicht. Er behielt den Kopf so lange unter Wasser, bis ihm die

Luft knapp wurde. Dann richtete er sich auf, tauchte nach kurzem Luftholen aber sofort wieder unter. Mehrmals wiederholte er das. Danach ging es ihm ein bißchen besser.

Er kramte in der Hausapotheke herum, bestrich die offenen Wunden mit einer Heilsalbe und schluckte zwei schmerzstillende Tabletten.

Jeremy Church triumphierte nun.

Raoul Kellerman haßte ihn deswegen.

Er hatte geglaubt, in der heutigen Zeit habe das Recht des Stärkeren keine Gültigkeit mehr, aber das war ein Irrtum gewesen. Dieses Recht wurde nach wie vor praktiziert. Wer es ignorierte, mußte mit schmerzhaften Konsequenzen rechnen.

Der Juwelier beabsichtigte, ins Schlafzimmer zurückzukehren und sich aufs Bett zu legen. Er fischte seinen Bademantel vom Haken und zog ihn an. Fröstelnd band er den Gürtel. Dann öffnete er die Tür, löschte das Licht und trat aus dem Bad.

Zwei Schritte machte er.

Dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Er dachte, übergeschnappt zu sein, denn in seinem Schlafzimmer standen fünf Horror-Gestalten!

***

Die Teufelsmönche!

Sie hatten die nahe Kapelle verlassen und waren zu ihm gekommen. Raoul Kellerman konnte es nicht fassen. Warum ausgerechnet zu ihm? Was wollten diese unheimlichen Gestalten von ihm? Hatte ihm das Schicksal noch nicht hart genug mitgespielt? Mußte es ihm auch noch einen Besuch dieser Schreckenswesen bescheren?

Er schloß die Augen, hoffend, daß die Mönche nur ein Trugbild waren.

Als er die Lider wieder hob, standen die Satansmönche aber immer noch da.

Keine Halluzination!

O Gott!

»Ergreift ihn!« befahl der Anführer. Und zu Kellerman sagte er

»Wenn du schreist, stirbst du!«

Zwei Mönche eilten auf den verdatterten Mann zu. Raoul Kellerman war zu zerschlagen, um sich wehren zu können. George Gabby hatte – ohne es zu beabsichtigen – gute Vorarbeit für die Mönche geleistet. Die schwarzen Wesen packten den Juwelier mit eisenhartem Griff. Er zuckte zusammen. Ein schmerzlicher Ausdruck verzog sein Gesicht.

»Was… was wollt ihr von mir?« stöhnte Kellerman.

»Alle deine Juwelen.«

»Aber… dafür habt ihr doch keine Verwendung …«

»Kümmere dich nicht darum! Du wirst deinen Safe für uns öffnen.

Tust du es nicht, verlierst du dein Leben, so einfach ist das!«

Der Anführer der Mönche gab seinen Brüdern mit dem Kopf ein Zeichen. Diese zerrten Raoul Kellerman aus dem Schlafzimmer, zur Wendeltreppe hin und diese hinunter.

Ein Alptraum! dachte der Juwelier verzweifelt. Es muß ein Alptraum sein!

Er stolperte, konnte jedoch nicht fallen, denn die Mönche hielten ihn fest. Sie ließen ihn erst los, als sie den großen begehbaren Safe erreichten. Der Tresor war mehrfach gesichert. Raoul Kellerman hatte sich die Sicherung seiner Juwelen eine Menge Geld kosten lassen. Bei der geringsten unsachgemäßen Handhabung schlugen die elektronischen Systeme Alarm.

Einen Moment dachte Kellerman daran, den Alarm auszulösen.

Wie würden die Teufelsmönche darauf reagieren? Würden sie erschrecken und die Flucht ergreifen?

Konnten diese Horror-Wesen überhaupt erschrecken?

Nein, wenn du nicht genau das tust, was sie von dir verlangen, bringen sie dich grausam um! sagte der Juwelier. Riskiere lieber nichts. Es zahlt sich nicht aus. Die Juwelen sind versichert. Es lohnt sich nicht, für sie das Leben aufs Spiel zu setzen. Sei lieber kein Held – und bleibe am Leben.

Wie lautet das Sprichwort?

Lieber fünf Minuten lang feige, als ein Leben lang tot!

»Öffne den Safe!« verlangte der Anführer der Mönche.

Raoul Kellerman trat einen Schritt vor. Seine Hände waren feucht, die Finger zitterten, waren kraftlos. Er wischte sich den Schweiß am Bademantel ab und führte den Befehl des Satansmönchs aus.

Hier war ein Rädchen zu drehen, da ein Hebel umzulegen, dort ein Knopf zu drücken, dann eine Zahlenkombination einzustellen.

Das alles mußte in einer ganz bestimmten Reihenfolge geschehen, sonst gab es Alarm – und die Mönche würden ihn dafür mit dem Tod bestrafen.

In der Aufregung hätte Kellerman beinahe die Ziffern der Zahlenkombination verwechselt.

Er bemerkte es im letzten Augenblick und erschrak heftig, korrigierte den Irrtum und öffnete Sekunden später die dicke Stahltür des Tresors.

Während zwei Mönche bei ihm blieben, betraten die anderen den Safe. Sie fanden einen kleinen Handkoffer. In diesen warfen sie sämtliche Juwelen. Diamanten blitzten, Brillanten funkelten, Smaragde versprühten ein grünes Feuer. Perlen in Gold- und Platinfassungen… Alles das stellte einen beträchtlichen Wert dar.

Die Mönche rafften die Juwelen gründlich zusammen. Nichts blieb im Safe.

Sie sollten es haben. Besser, sie nahmen die Juwelen als Kellermans

Leben.

Er wußte noch nicht, daß sie beides haben wollten!

***

Als sie mit dem Plündern des Safes fertig waren, übernahm der Anführer der Mönche den Handkoffer.

»Geht!« keuchte Raoul Kellerman. »Warum geht ihr nicht endlich? Ihr habt doch, weswegen ihr gekommen seid!«

Das graulederne Gesicht des Wortführers der Mönche verzog sich zu einem diabolischen Grinsen.

»Wir haben noch nicht alles.«

»Was wollt ihr denn noch?« fragte der Juwelier verstört.

»Dich! Dein Leben! Deine Seele!«

Raoul Kellerman erschrak zutiefst. »Nein!« stieß er heiser hervor.

Wild schüttelte er den Kopf. »Nein! Das könnt ihr doch nicht… Das könnt ihr doch nicht machen!«

Er wollte herumwirbeln und die Flucht ergreifen, doch die Mönche ließen es nicht zu. Sie packten ihn. Ein harter Faustschlag traf ihn und warf ihn auf die Knie, und eine der Horror-Gestalten rollte sogleich die Todespeitsche aus.

Durch sie sollte Kellerman sterben.

Verzweifelt sah der Juwelier, wie der Teufelsmönch zum tödlichen Schlag ausholte…

***

Dieser verdammte Regen. Es schüttete mit unverminderter Heftigkeit. Ich hatte den Eindruck, sämtliche Regentage des Jahres wären auf diese Nacht zusammengezogen worden. Während Roxane aufpaßte, daß Patty Febbey nichts zustieß, war ich unterwegs, um Raoul Kellerman beizustehen, den die Satansmönche zu überfallen beabsichtigten.

Die unheimlichen Gestalten hatten einen geringfügigen Vorsprung. Wenn ich Glück hatte, schaffte ich es, die fünf auszuschalten, dann waren nur noch die beiden übrig, die sich um Patty Febbey kümmerten. Einer für Roxane, einer für mich.

Ich erreichte das Haus, in dem Kellerman wohnte. Meine Gestalt spiegelte sich im Glas des großen Schaufensters.

Das Haustor war offen. Nasse Spuren auf dem Boden. Ich folgte ihnen. Sie führten zum ersten Stock hinauf. Die Satansmönche hatten sich nicht die Mühe gemacht, die Wohnungstür hinter sich zu schließen. Ich trat ein, lauschte. Nichts war zu hören. Kellerman befand sich bestimmt schon in der Gewalt der nächtlichen Besucher. Ich hoffte für ihn, daß er kein schwaches Herz hatte. Hastig schaute ich mich in der Wohnung um. Im Schlafzimmer entdeckte ich ein blutbesudeltes Kissen. Das schrieb ich den Teufelsmönchen zu. Meiner

Ansicht nach hatten sie den Juwelier mißhandelt.
Ich angelte meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.
Auf Zehenspitzen näherte ich mich der Wendeltreppe.
Vorsichtig setzte ich meinen Fuß auf die erste Stufe. Die Mönche durften mich nicht vorzeitig bemerken. Ich mußte sie überraschen.
Sie waren immerhin zu fünft, und sie hatten Raoul Kellerman bei sich.
Ich vernahm Stimmen, und ich hörte Kellerman verstört fragen:
»Was wollt ihr denn noch?«
Und einer der Mönche knurrte: »Dich! Dein Leben! Deine Seele!«
Das hatte ich geahnt. Die Juwelen holten sie für Logan Temple.
Und sie wollten nicht leer ausgehen. Ihnen sollte Kellermans Leben gehören. Der Unglückliche schrie heiser auf. Er wollte fliehen, doch die Satansmönche ließen es nicht zu. Ein Schlag warf ihn nieder, und dann sollte er sterben wie Timothy Hayes in der Kneipe.
Doch dagegen hatte ich was.
Ich fegte die gewundene Treppe hinunter und brachte meinen Diamondback in Anschlag…

***

Patty Febbey hielt diesen Streß nicht aus. Ständig hatte sie Timothys Ende vor Augen, und wenn die fünf Mönche zurückkehrten, sollte sie genauso sterben. Angst und Verzweiflung drohten das Mädchen aufzufressen.
Ich darf nicht mehr hier sein, wenn die fünf zurückkommen!
dachte Patty nervös.
Ihr erster Fluchtversuch war mißlungen.
Da waren die Mönche zu siebent gewesen. Jetzt waren es nur zwei. Patty sagte sich, sie müsse es noch mal versuchen, und zwar, bevor es wieder sieben Mönche waren. Wenn sie überhaupt eine Chance hatte, dann nur jetzt. Sie beobachtete die beiden Teufelsmönche aus den Augenwinkeln. Die Schreckensgestalten schienen sie nicht zu beachten.
Nach wie vor saß sie auf dem Boden.
Würde sie schnell genug aufspringen und davonrennen können?
Wie geschwind würden die Satansmönche reagieren? Patty wog nervös jedes Für und Wider ab. Sie kam zu dem Schluß, daß sie es noch einmal riskieren *mußte*. Sie schaffte es nicht mehr länger, sitzen zu bleiben und auf den grausamen Opfertod zu warten. Die Angst machte sie langsam, aber sicher verrückt.
Stille herrschte im Keller. Patty hörte laut das Schlagen ihres Herzens. Ab und zu rollte ein Donner über das alte Gebäude hinweg. Dann war es wieder ruhig. Nur der Regen rauschte monoton.
Patty spannte unmerklich die Muskeln. Sie stand unter Strom.

Die nächsten Sekunden würden über Leben und Tod entscheiden.

Sie raffte all ihren Mut zusammen, und dann flitzte sie hoch. Nun war nichts mehr rückgängig zu machen. Entweder die Flucht gelang, oder sie war verloren.

Das Mädchen stürmte durch die Dunkelheit, auf die Kellertreppe zu. Beide Mönche griffen synchron zur Peitsche. Gleichzeitig schlugen sie zu, ohne Verzögerung. So etwas wie eine Schrecksekunde schienen sie nicht zu kennen. Fast hatte es den Anschein, als hätten sie auf diesen neuerlichen Fluchtversuch gewartet.

Ein Pfeifen. Ein Klatschen. Ein schluchzender Schrei.

Um Pattys linkes Fußgelenk wickelte sich ein Peitschenende, um das rechte ebenfalls. Sie konnte keinen Schritt mehr tun. Die Peitschen spannten sich. Das Mädchen wurde gestoppt und schlug lang hin. Die Teufelsmönche schleiften die Unglückliche dorthin zurück, wo sie vor wenigen Augenblicken gesessen hatte.

»Das hättest du nicht tun sollen!« schnarrte der eine ärgerlich.

»Damit hast du selbst dein vorzeitiges Todesurteil gefällt!«

Die beiden Teufelsmönche wollten nun nicht mehr warten, bis sie vollzählig waren, sondern das Mädchen sofort mit der Todespeitsche bestrafen.

***

Roxane hatte das Gefühl, jemand würde ihr mit einem Eiszapfen über den Rücken streichen. Nun wurde es ernst. Patty Febbey sollte jetzt schon sterben. Die Hexe aus dem Jenseits war gezwungen, einzugreifen. Sie glitt unmerklich die Stufen hinunter. Patty lag auf dem Boden. Erledigt, in ihr Schicksal ergeben. Sie hatte alles versucht und war gescheitert. Nun mußte sie hinnehmen, was kam, konnte aus eigener Kraft das Grauen nicht mehr abwenden.

Sie wäre rettungslos verloren gewesen, wenn Roxane sich nicht in der Nähe befunden hätte.

Beide Mönche holten mit den Höllenpeitschen aus. Sie wollten das Opfer zuerst peinigen, ihm erst das Leben nehmen, wenn es den absoluten Höhepunkt der Qualen erreicht hatte.

Der erste Schlag. Patty Febbey schrie schrill auf. Der nächste Schlag traf sie schmerzhaft. Wieder schrie Patty.

Und dann war Roxane zur Stelle.

In Sekundenschnelle handelte die weiße Hexe. Einer der beiden Mönche bemerkte sie. Er kreiselte herum und schlug aus der Drehung nach ihr. Das schwarze Leder der Höllenpeitsche schnitt waagrecht durch die Luft. Roxane fing das Peitschenende mit der rechten Hand ab. Ihre Energie raste in das Leder. Es entflammte und zerfiel zu Asche, während der Teufelsmönch zurückgeworfen wurde, als hätte ihn ein starker Stromstoß getroffen.

Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf die Hexe aus dem Jenseits. Roxane warf ein grelles, knisterndes Netz über ihn. Es brannte sich in seinen unseligen Körper. Er brüllte unter Höllenqualen, brach zusammen und verging.

Mönch Nummer zwei ließ sogleich von Patty Febbey ab. Um das Mädchen konnte er sich später kümmern. Jetzt mußte er sich dieser gefährlichen Hexe annehmen. Er setzte die Peitsche geschickter ein als sein Bruder. Roxane hatte Mühe, den vielen aufeinanderfolgenden Schlägen zu entgehen.

Sie verteidigte sich mit Todesblitzen, die den wendigen Gegner jedoch verfehlten. Gnadenlos hieb der Satansmönch auf die weiße Hexe ein. Die Höllenpeitsche traf mehrmals die Mauer neben Roxane. Der Satansmönch dachte, die Hexe aus dem Jenseits unter Kontrolle zu haben, doch Roxane zeigte ihm, daß er sich irrte.

Er trieb sie in eine Ecke, vermeinte, sie nun sicher festgenagelt zu haben, doch Roxane stemmte sich von der Wand ab und flog auf ihn wie vom Katapult geschleudert zu.

Mit so einem vehementen Angriff hatte er nicht gerechnet. Er kam nicht mehr dazu, die Peitsche zu schwingen. Roxane erreichte ihn und griff nach seinem widerlichen Schädel. Sie schickte eine vernichtende Magie in den Kopf des Horror-Wesens.

Der Schädel zerbrach wie alte graue Schlacke.

Die kopflose Gestalt torkelte ohne Orientierung durch den Keller, brach nach wenigen Schritten zusammen und löste sich auf. Roxane hatte es geschafft. Es gab zwei Teufelsmönche weniger.

***

Verdattert blickte Patty Febbey die Hexe aus dem Jenseits an. Sie konnte es nicht fassen, gerettet zu sein. Zitternd lag sie immer noch auf dem Boden, und es war ihr unbegreiflich, daß dieses schwarzhaarige Mädchen mit den Satansmönchen aufräumen konnte.

Roxane ging zu ihr, streckte ihr die Hand entgegen.

Patty wage nicht, sie zu berühren. »Wer sind Sie?« fragte sie heiser.

»Ich heiße Roxane.«

»Sie waren vorhin mit Tony Ballard in der Kneipe.«

»Das ist richtig.«

»Ich habe aus Ihren Fingerspitzen Blitze fliegen sehen. Wie ist so etwas möglich?«

»Ich bin eine weiße Hexe. Ich stehe auf der Seite des Guten, und ich verfüge über übernatürliche Fähigkeiten.«

»Mit deren Hilfe Sie es fertiggebracht haben, die beiden Satansmönche zu vernichten. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es nicht glauben. Diese Horror-Bestien hätten mich umgebracht, wenn Sie nicht dazwischengegangen wären,

Roxane. Ich hatte mit meinem Leben schon abgeschlossen. Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Der Himmel scheint mich trotz meines nicht ganz sauberen Lebenswandels zu lieben, sonst hätte er mir nicht Sie geschickt, als meine Not am größten war. Vielleicht sollte ich mich ändern, sämtliche Brücken hinter mir abbrechen, noch mal von vorn beginnen.«

»Dem steht nichts im Wege.«

»Ich werde London verlassen. Hier hält mich nichts mehr. Ich kehre in das Dorf zurück, in dem ich aufgewachsen bin. Die Stadt birgt zu viele Gefahren für mich.«

Patty ergriff Roxanes Hand, und sie wunderte sich, daß sich diese anfühlte, als gehöre sie einem Menschen. Als das Mädchen auf den Beinen stand, fragte Roxane: »Wo wohnen Sie, Patty?«

»Nicht weit von hier.«

»Gehen Sie nach Hause.«

»Das brauchen Sie mir nicht zweimal zu sagen.«

Roxane verließ mit dem Mädchen den Keller. Sie traten aus dem Abbruchhaus. »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte Patty ergriffen.

»Indem Sie neu anfangen.«

»Das werde ich. Ganz bestimmt. Das ist ein Versprechen, Roxane.«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück für Ihr zweites Leben.«

»Danke, das kann ich gebrauchen«, sagte Patty und lief in den Regen hinein. Es war nun nicht mehr nötig, daß Roxane im Abruchhaus blieb. Die Hexe aus dem Jenseits beschloß, Tony Ballard beizustehen. Dem war Hilfe bestimmt sehr willkommen.

***

Raoul Kellerman sollte sterben, doch ich war auf dem Posten. Die Todespeitsche sollte den Juwelier nicht treffen. Einen Sekundenbruchteil, bevor der Teufelsmönch zuschlug, krümmte ich den Finger. Der Schuß peitschte und erschreckte die unheimlichen Gestalten. Getroffen heulte der Satansmönch auf. Er ließ die Höllenpeitsche fallen. Die Kugel riß ihn herum. Das geweihte Silber entfaltete zerstörende Kräfte, denen der Kuttenträger nichts entgegenzusetzen hatte.

Raoul Kellerman, die anderen Mönche, ich – wir alle sahen ihn zugrunde gehen.

Er wankte, hob verzweifelt die Hände, ein immer heftiger werdendes Zittern durchlief ihn, schüttelte ihn, entkräftete ihn.

Keiner der Satansmönche konnte etwas für ihn tun. Er war dem Untergang geweiht. Unter der Kutte brach sein Körper auseinander.

Der schwarze Stoff fiel auf den Boden. Alles, woraus der Mönch bestanden hatte, löste sich auf.

Der Juwelier erkannte seine Chance. Er raffte seine restlichen Kräfte zusammen und sprang auf. Ich flankte über das Geländer der Wendeltreppe. Drei Mönche griffen mich an. Der vierte versuchte Kellerman zurückzuholen, als dieser losrannte.

Die Teufelsmönche trieben mich von der Wendeltreppe weg.

Raoul Kellerman hetzt auf deren Stufen hoch, der Mönch war mit wehender Kutte hinter ihm her. Ich konnte im Augenblick nichts für den Juwelier tun, geriet selbst in Bedrängnis, denn meine drei Gegner führten ihre Attacken gleichzeitig aus, und es war verdammt schwierig, sie alle drei auf einmal abzuwehren.

Ich versuchte, einen zweiten Mönch mit der Silberkugel auszuschalten, doch ehe ich abdrücken konnte, schnellte – wie schon in der verfluchten Kapelle – eine Höllenpeitsche nach meinem Handgelenk.

Derselbe glühende Schmerz. Wieder konnte ich den Colt Diamondback nicht halten. Die Waffe fiel zu Boden. Ich setzte meinen magischen Ring ein. Mein Schwinger wischte knapp an einem grauledernen Gesicht vorbei.

Harte Monsterhände packten mich.

Und dann saß ich fest…

***

Raoul Kellerman stürmte die Wendeltreppe hinauf. Der Teufelsmönch war ihm dicht auf den Fersen. Die Panik verlieh dem entsetzten Juwelier zusätzliche Kräfte. Lieber wollte er sich noch einmal von diesen Gangstern verprügeln lassen, als dem Satansmönch in die Hände zu fallen.

Er hetzte durch die Wohnung.

Der Mönch schlug mit der Peitsche nach ihm. Kellerman hörte es pfeifen. Instinktiv duckte er sich. Das schwarze Leder wischte über ihn drüber. Er erreichte die Badezimmertür, warf sich nach vorn, schleuderte die Tür hinter sich zu und kippte den Hebel über der Klinke. Abgeschlossen.

Dick glänzte der Schweiß auf Kellermans verschwollenem Gesicht.

Für den Augenblick war er gerettet.

Erschöpft lehnte er sich an die Tür, zuckte aber davon weg, als sich der Teufelsmönch draußen mit großer Wucht dagegenwarf.

Das Türblatt vibrierte. Kellerman wischte sich nervös über die Augen. Wie lange würde die Tür halten?

Der Mönch wuchtete sich schon wieder dagegen. Und noch einmal. Das Holz knackte. Entsetzt stellte Kellerman fest, daß der Türrahmen bereits einen Riß aufwies.

Der Juwelier stieß geräuschvoll die Luft aus. Er sah sich im Bad gehetzt um. Womit sollte er sich bewaffnen? Wanne, Boiler, Erste-

Hilfe-Kasten, Waschmuschel. Darüber ein Spiegelschrank. Das war alles. Keine Waffe. Höchstens der Rückenschrubber. Kellerman nahm ihn in die Hand. Lächerlich. Was sollte er damit gegen den Satansmönch ausrichten?

Wumm!

Der Kuttenträger hatte sich schon wieder gegen die Tür geworfen. Seine Rammstöße schienen immer stärker zu werden. Ermüden würde der Teufelsmönch nie. Der Riß im Holz wurde tiefer.

Kellerman ließ den Schrubber fallen. Ihm war eine bessere Idee gekommen. Im Spiegelschrank befand sich sein Rasiermesser!

Er riß den rechten Flügel auf. Augenblicke später hielt er das Messer in der zitternden Hand. Lichtreflexe tanzten auf der scharfen Klinge. Der Juwelier wollte nicht warten, bis der Teufelsmönch die Tür aufgebrochen hatte. Er wollte den Kuttenträger unverhofft angreifen. Zwischen zwei Rammstößen beabsichtigte Raoul Kellerman die Türverriegelung umzulegen. Dann würde er der Tür einen Tritt versetzen und sich auf das Monster stürzen.

In diesem Augenblick erfolgte der nächste Ansturm. Mauerwerk bröckelte ab und prasselte auf die Bodenfliesen.

Kellerman griff nach dem Riegel, und er hoffte, mit seinem waghalsigen Unternehmen Glück zu haben.

***

Roxane schüttelte den Regen ab, als sie das Haus betrat, in dem Raoul Kellerman wohnte. Wie Tony Ballard, folgte auch sie den nassen Spuren, erreichte den ersten Stock und entdeckte ebenfalls sofort die offene Tür. Dumpfe Schläge drangen an ihr Ohr. Sie eilte darauf zu und sah Sekunden später einen Teufelsmönch, der sich immer wieder wuchtig gegen eine Tür warf, die verriegelt war.

Der Kuttenträger bemerkte die Hexe aus dem Jenseits.

Er ließ sofort von der Tür ab und griff zur Höllenpeitsche. Das schwarze Leder schnellte Roxane entgegen. Die weiße Hexe federte zur Seite, hob die Hände und setzte vernichtende Energien frei.

Die tödlichen Blitze hieben in den unseligen Körper, brannten sich tief in ihn hinein und rissen ihn auseinander. In Auflösung begriffen, brach der Teufelsmönch zusammen.

Roxane eilte zur Badezimmertür. Ehe sie sich bemerkbar machen konnte, passierte etwas, womit sie nicht rechnete. Die Tür wurde aufgetreten, und ein Mann, der anscheinend den Verstand verloren hatte, stürzte sich mit einem Rasiermesser auf sie, die Retterin.

Die Hexe aus dem Jenseits wich in Gedankenschnelle aus. Das scharfe Rasiermesser schnitt knapp an ihr vorbei. Sie aktivierte einen wohldosierten Abwehrblitz, der den Juwelier augenblicklich fällte und vorübergehend lähmte.

Dann wandte sie sich hastig um und verließ den Raum. Sie nahm an, daß sich die restlichen Mönche sowie Tony Ballard unten im Laden befanden.
Dorthin wollte sie auch.

***

Sie ließen mich ihre Macht spüren. Ich konnte mich nicht wehren, denn sie hielten mich wie Schraubstockbacken fest. Einer stand links, einer rechts. Und der dritte Teufelsmönch stand vor mir.
Mich sofort zu töten, genügte ihnen nicht. Ich hatte es gewagt, mich gegen sie zu stellen, sie hatten miterlebt, wie ich einen ihrer Brüder vernichtete. Dafür sollte ich nun büßen. Der Mönch vor mir holte mit der Todespeitsche aus. Kraftvoll hieb er zu. Das Leder schnellte mir entgegen, traf meine Brust, riß den Gummimantel, das Jackett, das Hemd, das Unterhemd auf und biß mich ins Fleisch. Ein furchtbarer Schmerz glühte auf. Ich preßte die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Diesen Triumph wollte ich meinen Gegnern nicht gönnen. Sie sollten mich nicht schreien hören.
Abermals schlug der Mönch zu.
Die Höllenpeitsche zerfetzte meine Kleidung. Auf meiner Brust bildeten sich blutige Striemen. Ich zitterte. Die Qualen waren kaum auszuhalten. Unter jedem neuen Schlag bäumte ich mich stöhnend auf. Aber ich schrie nicht.
Verzweifelt versuchte ich, meinen Ring einzusetzen. Es gelang mir nicht, und eine andere Möglichkeit, mich zu wehren, hatte ich auch nicht.
Es stand nicht gut um mich. Dieser Höllenbastard würde mich so lange schlagen, bis ich aus eigener Kraft nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, und dann würde er mich töten.
Ein weiterer Schlag. Feuchtigkeit schoß mir in die Augen. Ich sah meinen Peiniger nur noch verschwommen. Wie viele Peitschenhiebe würde ich noch aushalten?
Der nächste…
Ein heiserer Laut kam über meine Lippen. Kein Schrei.
Der Teufelsmönch holte schon wieder aus.
Da nahm ich auf der Wendeltreppe eine rasche Bewegung wahr.
Ich erkannte Roxane. Die Hexe aus dem Jenseits überblickte in Gedankenschnelle die Situation. Und sie handelte augenblicklich. Kein weiterer Peitschenschlag traf mich mehr. Roxanes Blitzgeflecht sauste durch den Laden und traf meinen Peiniger. Er löste sich auf.
Das irritierte die beiden Mönche, die mich festhielten. Ihr Griff lockerte sich.
Ich riß mich sofort los.
Mein magischer Ring traf das Gesicht des Kuttenträgers zu meiner

Linken. An der getroffenen Stelle wuchs eine Glutrose. Der Scheußliche brüllte auf und torkelte weit zurück. Seine mumifizierten Hände bedeckten die verletzte Fratze.

Ich widmete mich sogleich dem anderen Mönch, zog meine superflache Weihwasserpistole aus dem Gürtel und schoß dem Höllendiener eine volle Ladung mitten in die Horror-Visage.

Das Weihwasser zerfraß seinen Schädel, und er verging unter schrecklichen Qualen.

Jener Mönch, den mein magischer Ring getroffen hatte, packte den Juwelenkoffer und ergriff die Flucht. Er warf sich durch das Glas der Ladentür und löste damit Alarm aus. Ich sah, daß er nicht Richtung Kapelle davonhetzte, sondern den entgegengesetzten Weg einschlug.

Für mich konnte das nur eines bedeuten: daß der Teufelsmönch Logan Temple aufsuchen wollte.

***

Während wir zu Raoul Kellerman hinaufeilten, berichtete mir Roxane, was sich im Abbruchhaus ereignet hatte. Anschließend erfuhr ich, was der Juwelier getan und wie sich die Hexe aus dem Jenseits verteidigt hatte. Sie löste die Starre von Kellerman. Ich erklärte dem Juwelier, wer wir waren und daß die Gefahr für ihn gebannt war.

»Was für eine Nacht«, stöhnte der Juwelier. »Erst schlagen mich die Bastarde von Jeremy Church zusammen, und dann überfallen und berauben mich auch noch diese Teufelsmönche.«

»Jeremy Church?« fragte ich aufhorchend. »Meinen Sie den Gangsterboß, über den so häufig in der Zeitung zu lesen ist?«

Kellerman nickte grimmig. »Genau den meine ich.«

»Er hat Ihnen seine Schläger geschickt? Warum?«

»Weil ich mich erdreistet habe, mich in Jane Jingle zu verlieben. Jane hat ihn verlassen. Sie liebt mich. Sie wollte nichts mehr von ihm wissen, war mal seine Freundin, aber das ist vorbei. Doch Church läßt das nicht gelten. Er sagte, er lasse sich nicht wegnehmen, was ihm gehört.«

»Wo ist Jane Jingle jetzt?«

»Wieder bei ihm. Die Schläger haben sie zurückgeholt, und ich bekam eine tüchtige Abreibung.«

»Werden Sie Jeremy Church anzeigen?« fragte ich.

Der Juwelier schüttelte langsam den Kopf. »Ich glaube, ich bringe den Mut dazu nicht auf.«

»Möchten Sie nicht, daß Jane wieder Ihnen gehört?«

»Doch. Nichts wünsche ich mir sehnlicher, Mr. Ballard.«

»Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann«, sagte ich. »Machen Sie sich keine Sorgen, weder um Jane noch um Ihre Juwelen. Sie kriegen beides wieder. Haben Sie ein Telefonbuch?«

Kellerman brachte es mir. Ich blätterte hastig darin und fand Logan Temples Namen. Es war nicht weit bis zu ihm. Ich brannte darauf, den Mann kennenzulernen, der Macht über die Teufelsmönche hatte, und ich hoffte, in Temples Haus den letzten Mönch antreffen und vernichten zu können.

***

Fiona lag schon im Bett. Logan Temple war noch auf. Er, der Mann, der das Erbe des Hexers Julian West angetreten, der den Teufel beschworen und sich mit ihm verbündet hatte, der nunmehr den Satan im Leib trug, wanderte unruhig im Wohnzimmer hin und her. In dieser Nacht hatte sein Leben eine unerwartete Wendung genommen. Reichtum und Macht waren ihm sicher. Er würde sich bald alles leisten können, dafür würden die Teufelsmönche sorgen.

Mit Geld, Gold und Juwelen würden sie ihn überhäufen, wie er es ihnen aufgetragen hatte.

Er würde sich alles das kaufen, worauf er bisher verzichten mußte, wovon er immer nur geträumt hatte. Und er würde seine Macht ausspielen.

Die hübschesten Frauen würden ihm gehören.

Fiona? Er würde sie bald verstoßen. Vielleicht würde er sie den Satansmönchen überlassen. Sie paßte nicht mehr zu ihm. Er war ein anderer geworden.

Grinsend nahm er sich einen Drink. Er hatte wieder trockene Kleider am Leib. Draußen regnete es mit unverminderter Heftigkeit weiter.

Ein schabendes Geräusch war zu hören. Etwas kratzte über die Fensterscheibe. Unheimlich hörte es sich an, doch Logan Temple hatte keine Angst. Wer den Teufel im Leib hat, braucht sich vor nichts mehr zu fürchten.

Temple wandte sich um.

Er sah eine Gestalt.

Sie stand draußen im strömenden Regen, trug eine schwarze Kutte. Wie ein gefährlicher Spuk stand das Wesen vor dem Fenster. Es wollte herein. Logan Temple hatte nichts dagegen. Er ließ den Satansmönch ein. Der Unheimliche stellte einen Handkoffer auf den Tisch, und er holte einen Haufen nasser Banknoten aus der Kutte, warf die Scheine neben den Koffer, auf den Logan Temple die Hand legte.

»Was ist in dem Koffer?«

»Juwelen.«

Gier funkelte in Temples Augen. Er ließ die Verschlüsse aufschnappen und wühlte seine Finger gleich darauf in das Gleißen, Glitzern und Schillern. Er verstreute die Juwelen lachend über den ganzen Tisch.

»Nicht schlecht für den Anfang«, sagte er.

»Wir sind auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen«, berichtete der Mönch.

Temple musterte ihn nervös. »Was ist passiert?«

»Ein Mann namens Tony Ballard stellte sich uns in den Weg. Er hatte ein Mädchen bei sich. Eine weiße Hexe.«

»Und?«

»Vier meiner Brüder wurden vernichtet«, sagte der Teufelsmönch grimmig. Er dachte, die zwei Mönche im Abbruchhaus würden noch existieren. Er wußte nicht, daß auch diese bereits ihr unseliges Leben verloren hatten, daß er der einzige Überlebende war.

»Tony Ballard!« knurrte Logan Temple, und seine Augen verengten sich. Der Teufel in ihm kannte diesen Namen. »Ballard, der Dämonenhasser! Er sagt uns den Kampf an! Okay, wir nehmen die Herausforderung an! Du holst deine beiden Brüder, und dann begebt ihr euch zu dem Dämonenjäger, klar?«

»Ja«, sagte der Mönch.

»Tony Ballard muß sterben. Aber Vorsicht! Er hat einen Ex-Dä- mon zum Freund! Der Kerl ist noch gefährlicher als die Hexe! Chichester Road 22. Das ist die Adresse. Ehe der Morgen graut, möchte ich von euch hören, daß ihr Tony Ballard vernichtet habt!«

»Er ist schon so gut wie tot«, sagte der Teufelsmönch und ging.

***

»Tony!« rief Roxane neben mir aufgeregt aus.

Im selben Moment sah ich den schwarzen Schemen, der aus Logan Temples Haus kam und durch den Regenschleier huschte. Ich trat aufs Gaspedal, nagelte es auf dem Bodenblech fest. Der Motor heulte auf. Mein Peugeot machte einen wilden Sprung vorwärts.

Der Teufelsmönch rannte los. Wir rasten hinter ihm her. Ich zog den Wagen auf den Gehsteig hinauf. Der Randstein hämmerte gegen die Felgen, aber das machte mir nichts aus.

Mir war nur eines wichtig: den Mönch zu kriegen.

Ich schnitt ihm den Weg ab, bremste, der Peugeot rutschte ein Stück, dann stand er, ich rammte die Tür mit der Schulter auf und federte aus dem Fahrzeug.

»Tony Ballard!« fauchte der Teufelsmönch haßerfüllt.

»Freut mich, daß du mich sofort wiedererkennst!«

Der Regen prasselte auf uns herab. Meine Kleider hingen in Fetzen herunter. Auf jedem Lumpenball hätte ich den ersten Preis gemacht.

Die Zeit erstarrte. Nur der Regen rann weiter. Unsere Blicke verkrallten sich ineinander.

»Ihr habt vier meiner Brüder vernichtet!« bellte der Teufelsmönch. »Unsere Rache wird furchtbar sein.«

»Vier? Mein Freund, du bist schlecht informiert!« gab ich kalt zurück.

»Sechs! Die beiden Mönche im Abbruchhaus existieren auch nicht mehr! Du bist allein!«

»Dann werde ich dich eben allein töten!« zischte der Satansmönch und griff zur Peitsche.

Mein Colt Diamondback steckte wieder in der Schulterhalfter, aber ich wollte diese Waffe nicht benützen. Der Knall hätte alle Schlafenden geweckt. Mir stand auch eine lautlose Waffe zur Verfügung: die Weihwasserpistole!

Als die mumifizierte Hand meines Gegners zur Peitsche zuckte, riß ich die Weihwasserpistole aus dem Gürtel. Der Mönch war zwar schnell, aber nicht schneller als ich. Das geweihte Wasser traf ihn zwischen den Augen und riß ihm die Schädeldecke weg. Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen und verging.

Kein Teufelsmönch war mehr übrig.

Nun mußte ich mich nur noch um Logan Temple kümmern, dann konnte ich den Fall ad acta legen.

***

Die Tür öffnete sich.

»Mr. Temple? Mr. Logan Temple?« fragte ich.

»Ja.«

»Mein Name ist Tony Ballard. Das ist Roxane, eine Freundin. Entschuldigen Sie mein Aussehen…«

»Hatten Sie einen Autounfall?«

»Wenn Sie erlauben, erzähle ich Ihnen alles drinnen. Wir dürfen doch reinkommen, oder?«

Als ich meinen Namen nannte, hatte es in seinen Augen böse gefunkelt. Er wußte also über mich Bescheid, und er war bestimmt auf der Hut. Von der Macht, die ihm zur Verfügung stand, spürten Roxane und ich im Moment nichts. Er ließ uns ein. Eine Pendeluhr schlug im Wohnzimmer zwölfmal. Mitternacht. Gott, was hatten wir in diesen wenigen Stunden nicht schon alles hinter uns gebracht.

»Was führt Sie zu mir, Mr. Ballard?« fragte Logan Temple. Er ging mit uns nicht ins Wohnzimmer.

»Ich wette, Sie wissen es, Mr. Temple«, erwiderte ich.

Er schaute mich groß an.

»Sie hatten vor wenigen Augenblicken Besuch«, sagte ich.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

Ich wies auf die nassen Spuren, die in den Living-room führten.

»Ein Teufelsmönch war bei Ihnen. Er lieferte die Beute ab. Irgendwie haben Sie es geschafft, Macht über die Mönche zu bekommen. Sie haben sie aus der Knochenkammer geholt und ihnen aufgetragen, Sie mit Geld, Gold und Juwelen zu überhäufen. Damit haben die Kuttenträger sogleich angefangen.«

Temple lachte heißer. »Sie haben eine blühende Phantasie, Mr. Ballard.«

»Leugnen hat keinen Zweck, Temple. Im übrigen werden Sie wohl auf die Hilfe der Mönche verzichten müssen. Es gibt sie nicht mehr. Roxane und ich haben ihnen den wohlverdienten Garaus gemacht.«

Temple wurde unruhig. »Sie müssen verrückt sein, Ballard. Wieso reden Sie andauernd von Mönchen? Wie kommen Sie dazu, mich mit denen in Zusammenhang zu bringen?«

Ich ließ ihn stehen und begab mich ins Wohnzimmer, wo ich den Koffer des Juweliers zu finden hoffte.

Was ich suchte, lag alles auf dem Tisch. Temple folgte mir. Roxane stellte sich neben mich.

»Leugnen Sie immer noch?« fragte ich den Mann.

Eine Tür öffnete sich. Eine rothaarige Frau betrat das Wohnzimmer. Sie trug einen dünnen Morgenrock, rieb sich die Augen. Wir hatten laut gesprochen. Das hatte sie geweckt.

»Logan, wer sind diese Leute?«

»Sei still, Fiona«, knurrte Temple, während er mich durchdringend anstarrte. »Na schön, Tony Ballard, Sie wissen Bescheid. Jawohl, ich habe die Teufelsmönche aus der Knochenkammer geholt!«

»Wer gab Ihnen die Macht dazu?« wollte ich wissen.

»Der Teufel selbst! Ich habe ihn beschworen! Oben auf dem Speicher steht eine Truhe mit Habseligkeiten des Hexers Julian West! Ich habe sein Erbe angetreten, und ich werde dich nun vernichten, Ballard!«

Die letzten Worte brüllte der Teufelsbeschwörer, daß die Fenster klirrten. Jetzt brach die schwarze Kraft aus ihm hervor. Er verwandelte sich blitzschnell und wurde zu Satans glühendem Ebenbild mit gefährlichen Reißzähnen, langen gebogenen Hörnern, Krallenhänden und gelb leuchtenden Augen.

Das letzte Geheimnis war gelöst!

***

Fiona Temple stieß einen grellen Schrei aus, als sie sah, was aus ihrem Mann geworden war. Entsetzt wich sie zurück. Logan Temple stürzte sich auf mich. Ich sprang zurück. Seine Glutkrallen ratschten über meinen Gummimantel, dessen Beschichtung durch die Hitze sofort schmolz.

Roxane schleuderte ihm ihre weiße Magie entgegen. Er schüttelte sich. Blitze rasten aus ihren Fingern und trafen den Unhold. Das Ebenbild des Teufels brüllte auf. Ich schoß meine Weihwasserpistole auf ihn leer. Jeder Treffer fraß sich tief in seinen Körper. Aber unser Gegner war stark. Er versuchte mich immer noch zu kriegen.

Mir war klar, daß ich verloren war, wenn er mich zu fassen kriegte. Seine Höllenglut würde mich umbringen. Ich wich zurück. Roxane

lenkte ihn mit einem weißmagischen Schlag ab.
Ich tauschte die Waffen, richtete den Colt Diamondback auf das Scheusal und jagte eine Kugel nach der andern aus dem Lauf. Das geweihte Silber zertrümmerte ein Horn. Ein Geschoß bohrte sich in die Teufelsstirn und ein Projektil traf das Auge.
Das verkraftete er nicht. Heulend brach er zusammen. Die Glut, die auf seinem Körper waberte, erlosch. Roxane versetzte ihm noch einen starken weißmagischen Schock. Das gab ihm den Rest. Er nahm wieder menschliches Aussehen an, sein verzerrtes Gesicht glättete sich. Der Satan hatte sich aus seinem Leib zurückgezogen.
Temple hatte seine Geld- und Machtgier mit einem hohen Preis bezahlt.
Es hatte ihn das Leben gekostet. Wir konnten nichts mehr für ihn tun.
Fiona warf sich schluchzend über ihn. Wir versuchten ihr klarzumachen, daß sie Glück gehabt hatte, denn Logan Temple hätte sich wohl schon bald auch gegen sie gewandt. Dann wäre sie verloren gewesen.
Während Roxane die Polizei verständigte, eilte ich zum Speicher hinauf. Das Vermächtnis des Hexers sollte niemanden mehr in Versuchung bringen. Ich wollte es zerstören, öffnete die Truhe und nahm meinen magischen Flammenwerfer, der die Form eines Feuerzeugs hatte, in die Hand.
Die armlange Flamme fauchte schon im nächsten Moment in die Truhe des Hexers. Das magische Feuer fraß den gesamten Inhalt innerhalb weniger Sekunden. Sämtliche Gegenstände verschmorten, verbrannten und verpufften. Nichts als schwarze Asche blieb übrig.
Ich konnte sicher sein, daß sich kein Mensch mehr der Hilfsmittel des Hexers bedienen konnte.
Erleichtert verließ ich den Speicher. Während wir auf die Polizei warteten, räumte ich die Juwelen in den Koffer.
Gegen ein Uhr erschienen wir wieder bei Raoul Kellerman, um ihm sein Eigentum zurückzubringen. Auch bei ihm war Polizei. Ich versicherte dem Juwelier, auch den zweiten Teil meines Versprechens einzulösen. Jane Jingle sollte bald wieder ihm gehören. Daß ich mich dabei mit dem Gangsterboß Jeremy Church anlegen würde, störte mich nicht.
Es war drei Uhr früh, als wir nach Hause kamen.
Vicky Bonney und Mr. Silver trafen kurz nach uns ein. Wir berichteten ihnen, was sich ereignet hatte, während sie sich auf der Party vergnügten. Vicky verarztete meine Striemen. Dafür bekam sie von mir einen Kuß. Wir gingen zu Bett. Vicky schien mir nichts schuldig bleiben zu wollen. Strenge Rechnung, gute Freunde.
Vielleicht gab sie mir den Kuß deswegen zurück. Ich revanchierte mich auf meine Weise dafür, und ganz, ganz vorsichtig…

ENDE